Gc
975.8
G46
1727418

REYNOLDS HISTORICAL
GENEALOGY COLLECTION

ALLEN COUNTY PUBLIC LIBRARY
3 1833 02408 1710

Dein Wort ist meines Fußes Leuchte.

Die Glaubenstreue

der

verfolgten Salzburger.

Eine geschichtliche Erzählung

zur

Glaubensstärkung für unser Volk.

Mit 10 Bildern.

Reading, Pa.
Herausgegeben von der Pilger-Buchhandlung.
1886.

CARNEGIE MELLON UNIVERSITY
THE HUNT LIBRARY

1727418

Einleitung.

Im Sommer vorigen Jahres ging ich den Spuren der alten Salzburger nach. Ich reiste durch Salzburg und Tyrol und bewunderte das herrliche Alpenland, dessen Berge (zum Teil 10 — 12,000 Fuß hoch) weit über die Wolken hinausragen und deren Häupter mit ewigem Schnee bedeckt sind. In vielen Felswänden trifft man Höhlen und Klüfte, welche denen, die einen solchen suchen, einen heimlichen Versteckt und Schlupfwinkel gewähren. Außerdem finden sich herrliche Seen und Wasserfälle, welche von den Felsen schäumend mit Getöse in die Thäler hinabstürzen. Ackerland findet sich nur wenig; dagegen besitzt das Land einen großen Reichtum in seinen Bergwerken, welche im reichsten Maße Steinsalz liefern.

Doch mehr als die Natur beschäftigte mich, was ich in einem alten Buche vom Jahre 1732 über die „Emigrationsgeschichte der aus dem Erzbistum Salz-

burg vertriebenen Lutheraner" gelesen hatte. Ich wollte die Orte selber sehen, wo diese glaubenstreuen Lutheraner gewohnt; ich wollte die Gefängnisse sehen, wo sie gelitten; ich wollte die Berge sehen, über welche sie gejagt wurden. Jene Austreibung der 30,000 lutherischen Salzburger ist eine Geschichte voll roher Unduldsamkeit und frecher Verletzung göttlicher Gebote auf der einen Seite und voll von der rührendsten Entsagung und Selbstverleugnung, von Glaubenstreue und Glaubensmut auf der andern Seite.

Fast unerhört scheint es uns, daß ein Landesfürst noch im vorigen Jahrhundert es wagen durfte, gegen seine Unterthanen, die nichts verschuldet hatten, als daß sie das helle Evangelium mehr liebten, als die Finsternis, so grausam voranzugehen. Aber ebenso wunderbar erscheint uns auch die Standhaftigkeit und der Todesmut jener Salzburger, die uns an die Zeit der ersten Christen erinnern.

Salzburg, das einst Humboldt mit Neapel und Prag zu den schönsten Städtebildern gerechnet, breitet sich an den beiden Ufern der schiffbaren Salzach (Nebenfluß des Inn) aus. Ich stieg den Mönchsberg hinan, auf dem die Festung Hohensalzburg auf einem 600 Fuß hohen Felsen liegt. Von dem Führer ließ ich mir die grausigen Gefängnisse zeigen, in welche einst die Lutheraner, um ihres Glaubens willen, geworfen wurden. Heute hat Salzburg 25,000 Einwohner. Wie freute ich mich, als ich die schöne lutherische Kirche am linken Salzachufer betrat, welche daselbst in gotischem Stile in den Jahren 1863—1867 erbaut wurde. Ein schmuckes Gotteshaus unserer Glaubensgenossen in Salzburg! Neben der Kirche ist das Schulhaus mit Pfarrwohnung. Pfr. H. Ammüller teilte mir die Geschichte der Salzburger Gemeinde mit. Am Schlusse sagte er: Zur Glaubensstärkung möchte ich Ihnen noch kund thun, daß ich heute die zweite Abschlagssumme von jenen 30,000 Gulden erhielt, welche die Gräfin von Firmian unserer Gemeinde testamentarisch hinterließ, im Schuldbewußtsein, weil ihr Ahne Erzbischof von Firmian 30,000 Lutheraner aus dem Salzburger Lande gejagt hatte. Wie wunderbar sind doch Gottes Wege! Durch die Güte Pfarrer Ammüllers erhielt ich auch eine Photographie der Salzburger Kirche mit dem Blick auf jene Festung „Hohensalzburg". Den Lesern dieses Büchleins zulieb, ließ ich das Bild im Holzschnitt herstellen und am Schlusse (Seite 134) beifügen.

In der alten Salinenstadt Hallein mit ihren 3,727 Einwohnern, wo einst viele Glaubensgenossen in den Bergwerken sich um Gottes Wort versammelten, sind heute nur wenige Lutheraner. Mit der Giselabahn, welche sowohl landschaftlich als technisch zu den interessantesten Gebirgsbahnen gehört, gelangte ich nach Hohenwerfen. Hier war einst ein zweiter Ort des Märtyrertums der Glaubensbekenner. Das ehemalige Staatsgefängnis ist auf einem 480 Fuß hohen Felsen gelegen, ragt über die Salzach empor und wird von ihr umflossen. Die mauerlichen Verliese und Zellen, in welchen die Lutheraner schmachteten, sind noch heute zu sehen. — Vom Dorfe Werfen ging's durch das Salzachthal nach St. Johann. Hier war einst der Hauptsitz der Lutheraner gewesen. Unweit davon ist St. Veit, wo unsere Erzählung beginnt, und das Dorf Schwarzach, wo am Sonntag frühe, am 5. August 1731 die Lutheraner mit feierlichem Eide den „Salzbund" schlossen. Siehe Seite 57. Im Wirtshause befindet sich noch heute der Tisch, auf dem das Salzgefäß gestanden und an dem sie niedergekniet und dem dreieinigen Gott gelobt haben, am lutherischen Glauben im Leben und Sterben festzuhalten.

Fragen wir noch wann und wodurch über dem katholischen Salzburg der Morgenstern des Evangeliums aufging, so suchen wir vergeblich, den Ursprung des evangelischen Glaubens zu enthüllen. Manche halten dafür, daß der erste Same durch Waldenser ausgestreut worden sei. Allein es fehlt jede geschichtliche Begründung dieser Annahme. Dahingegen ist nachgewiesen, daß schon im 15. Jahrhundert die Lehre von Joh. Hus in den Thälern Salzburgs Eingang gefunden. Es sprechen dafür, abgesehen von manchen andern Gründen, schon die scharfen Kirchenordnungen, welche die Erzbischöfe zu Salzburg bereits 1420 und 1429 gegen die hussitischen Lehrer und Anhänger erließen. Genug, die Thatsache steht fest, daß schon lange vor der Reformation ein evangelischer Geist unter den katholischen Salzburgern sich zu regen anfing. Infolge der strengen Maßregeln, welche die Erzbischöfe ergriffen, war allmählich jede äußere Spur davon verschwunden, so daß man im ganzen Lande nirgends mehr etwas von ihm hörte oder sah. Dennoch aber hatte der Herr, wie einst zu Elias Zeiten die 7000, welche ihre Kniee nicht vor dem Baal gebeugt, so auch hier eine zwar kleine, unscheinbare, aber desto

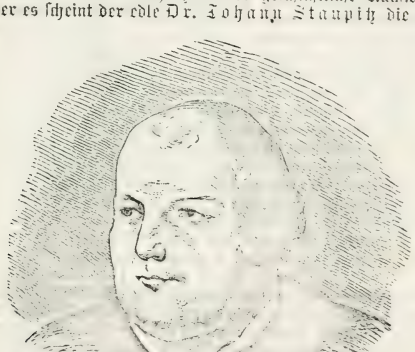
treuere Herde solcher gesegneten Knechte sich lassen übrig bleiben, die ihm in aller Stille dienten und den lebendigen Funken, den Gottes Geist in ihren Herzen entzündet hatte, treu bewahrten, bis das Auftreten Dr. Luthers ihn neu anfachte, so daß er nun in hellen Flammen auflohderte. Und zwar erleuchteten dieselben zuerst mehrere salzburg'sche Pfarrherren, die auch alsbald anfingen, die reine Lehre des Wortes Gottes zu verkündigen.

Dr. Martin Luther.

Priester Matthäus war es, welcher zuerst, im Jahre 1520, sich öffentlich zu der evangelischen Lehre bekannte. Ihm folgte Paul Speratus (eigentlich Sprotten) der Domprediger zu Salzburg war und bereits 1523 das köstliche Lied verfaßte: „Es ist das Heil uns kommen her." Ganz in demselben Geiste wirkte Stephanus Agricola (eigentlich Ackerbauer), Hofprediger zu Salzburg, ferner

Georg Schärer, Pfarrer zu Radstadt im Salzburg'schen. Auch Urbanus Rhegius dürfen wir wohl zu den Förderern und Verbreitern des evangelischen Glaubens im Salzburg'schen zählen. Denn er hat in den Jahren 1522 und 1523 in dem Tyroler Lande (in der Stadt Hall) das Evangelium gepredigt.

Wie kamen diese Pfarrer in Salzburg zum evangelischen Glauben? Darüber fehlt zwar der geschichtliche Nachweis, aber es scheint der edle Dr. Johann Staupitz die Ur-



Dr. Johann Staupitz.

sache gewesen zu sein. Wir wissen, er war der General-Vikar aller Augustinermönche in Sachsen: er war nicht bloß Luthers Vorgesetzter, sondern Freund, der ihn tröstete und zum Bibellesen ermunterte. Auf Dr. Staupitz' Empfehlung wurde Luther Professor in Wittenberg und Doktor der Theologie. Wenn auch Staupitz zu zaghafter Natur war, daß er öffentlich bekannte, so blieb er doch im Stillen Luther zugethan. Als er (1519) Sachsen verließ, sprach er zu Luther: „Lieber Bruder, sei eingedenk, sei ein-

gedenk, daß du das, was du angefangen, hast im Namen des Herrn Jesu begonnen, darum fahre getrost fort.“ Auch unterhielt er bis zu seinem Tode, am 28. Dez. 1524, ununterbrochen einen Briefwechsel mit Luther, und hatte, als er Bischof und Abt des Klosters St. Peter in Salzburg geworden war, eine große Anzahl von Hand- und Druckschriften Luthers und andere evangelische Schriften mit in das Kloster gebracht, welche nachmals der Abt Martin 1587 verbrennen ließ. Wir dürfen ihm zutrauen, daß er als ein Nikodemus jener Tage im Stillen und unter vier Augen der guten Sache das Wort geredet, auch dem einen oder andern unter der Hand ein Buch aus seiner Bibliothek mitgeteilt und dadurch insgeheim zur Annahme des Evangeliums beigetragen habe. Auch ist's erwiesen, daß bald Luthers Schriften, seine 95 Thesen, seine Bibelübersetzung, sein Katechismus und die augsburg'sche Konfession den Weg in das salzburg'sche Erzstift fanden. Auch blieb es nicht ohne Einfluß, daß der Erzbischof Lange, um seine Salzbergwerke emporzubringen, aus Sachsen Bergknappen, die mit Luthers Lehre bereits bekannt waren, ins Salzburg'sche berief und also wider seinen Willen dem Evangelium in seinem Lande Vorschub leistete. — Aber bald brach die Verfolgung los.

Den Pfarrer Matthäus verurteilte der Erzbischof wegen seiner Predigt des lautern Evangelii zu lebenslänglichem Gefängnisse, dem er nur dadurch entging, daß er auf dem Wege dahin von seinen Anhängern gewaltsam befreit wurde. Als man ihn nämlich 1524 nach dem Schlosse Mitersil in den Lerker bringen wollte, und die Soldaten unterwegs in eine Dorfschenke einkehrten und es sich da gut schmecken ließen, hatten sie den Gefangenen draußen vor der Hausthür auf dem Pferde gelassen, wo seine Füße um des Pferdes Bauch mit einer Kette zusammengeschlossen waren. Dies benutzten die Bauern, deren Unwille entbrannte, als sie die Ursache der Verurteilung vernahmen, machten ihn seiner Banden los, und entrissen ihn seinen Wächtern. Ein gewisser Stöckel, der hierbei eine Hauptrolle gespielt hatte, mußte dies mit dem Leben büßen, indem er ohne weiteres hingerichtet wurde.

Auch Paul Speratus konnte sich nur durch eine schleunige Flucht retten. Er ging 1523 nach Wittenberg zu Luther, darauf nach Preußen, wo er nachmals der Haupt-

reformator wurde und den 17. Sept. 1554 als lutherischer Bischof von Pommern im Glauben entschlief.

Stephanus Agricola wurde um seiner Glaubenstreue willen drei Jahre lang (von 1521—1524) in einen finstern, modrigen Kerker zu Mühldorf am Inn geworfen. Er stand unerschütterlich fest, wie ein Fels im Meere, und war bereit, seinen Glauben mit seinem Blute zu besiegeln. Dadurch ward die Wut seiner Feinde noch mehr entzündet, daher sie sannen, ihn aus dem Wege zu räumen. Solches öffentlich zu thun, wagten sie jedoch nicht. Man nahm also seine Zuflucht zu einem Bubenstücke, wie es schändlicher nicht in des Teufels Garküche ersonnen werden kann. Es wurde beschlossen, ihn nach Salzburg in einen alten Turm zu bringen, der nahe an der Stadtmauer stand und darinnen mehrere Tonnen voll Schießpulver bewahrt wurden. Insgeheim hatten sie einen gottvergessenen Menschen gedungen, daß er heimlich brennende Lunten in den Turm bringen und es so veranstalten solle, daß das Pulver erst dann vom Feuer ergriffen werde, wenn Agricola schon in dem Turme eingeschlossen säße. Hiernach wollte man denn das Volk bereden, Gott habe vom Himmel herab Feuer in den Turm geworfen, um den verdammten Ketzer in die Luft zu sprengen. Allein Gott fügte es gnädig, daß das Pulver zu früh Feuer fing und der Turm in die Luft gesprengt wurde, als der in Ketten geschlossene Agricola noch auf dem Wege dahin war. Hierüber geriet nun der verruchte Bösewicht, der sich zum Werkzeuge hatte brauchen lassen, in Bestürzung und gestand dem Volke den ganzen Hergang der Sache. Darob entbrannte aber der Unwille des Volkes dermaßen, daß man das Schlimmste befürchten mußte. Aus Furcht davor gab man den Gefangenen los, jagte ihn aber zum Lande hinaus. Er wurde danach Prediger zu Augsburg und starb 1547 als Pfarrer zu Eisleben.

Am übelsten erging's dem Pfarrer Georg Schärer. Derselbe, aus Saalfeld, im salzburg'schen Gebiete, war, nachdem er bereits neun Jahre Pfarrer gewesen, in dem Wahne, als ob das Leben im Kloster vor allem heilig sei, in den Franziskanerorden getreten. Er verließ indes 1525 denselben, um, „statt in die St. Franziskus-Bruderschaft, in Christi Bruderschaft zu treten." Nach seinem Austritt aus dem Orden ward er Pfarrer zu Radstadt. Auch dieser Diener Gottes mußte, weil er standhaft und unver-

brüchlich beharrte bei seinem guten Bekenntnisse und allzeit bereit war zur Verantwortung jedermann, der Grund forderte der Hoffnung, die in ihm war, nicht bloß längere Zeit im Kerker schmachten, sondern wurde am 13. April 1528 enthauptet.

Das war die erste Verfolgung gegen die Lutheraner im Salzburgischen. Der Erzbischof ließ einen Laien Simon Schaich auf dem Scheiterhaufen verbrennen. Trotz aller Unterdrückung fielen immer mehr Seelen dem Evangelium zu.

Erstes Kapitel.

Der Gottesdienst im Walde.

Salzburgische Glaubenstreue wird uns in ergreifenden Zügen vor die Seele geführt. Unsere Erzählung führt uns mitten hinein in die prächtige österreichische Alpenwelt. An der Südgrenze des Erzstifts Salzburg und an der Grenze Tirols liegt, von hohen Bergen umschlossen, das Tefferegger Thal. Die mit ewigem Schnee bedeckten gewaltigen Berggipfel des Groß-Venediger und des Groß-Glockner schauen von Norden her auf das liebliche Thal herab. — Es ist das Jahr 1683. Da sehen wir im Hochsommer eines Sonntags ganz in der Frühe, still, fast geheimnisvoll, einzelne Landleute mit Frau und Kind in ihrer malerischen Tracht, die Männer in braunen Lederjoppen und rotem Wamms, mit gesticktem Gürtel, schwarzledernen kurzen Beinkleidern und weißen Strümpfen, die Frauen im schwarzen Sammetmieder

und blauen Schürzen, von allen Himmelsgegenden her dem Orte St. Veit zueilen. Besonders sind auch viele Bergknappen unter ihnen, da das Thal reiche Ausbeute an Gold, Silber und Erz gewährt und ansehnlicher Verdienst den Bergleuten zu teil wird. Die Leute gehen jedoch behutsam um das Dorf St. Veit herum, schlagen sich dem nahen Walde zu und erreichen endlich mitten im Walde eine Lichtung, die rings von Gebüsch und Felsen eingeschlossen leicht bewacht werden kann, und durch die dort zerstreuten Felsenstücke auch Gelegenheit zum Sitzen darbietet. Mehrere Hundert sind schon versammelt, sie begrüßen sich alle aufs herzlichste, wie alte, treue Freunde, besonders auch diejenigen, die aus weiterer Ferne über das Gebirge herübergekommen waren. Die meisten von ihnen tragen ein kleines Bibelchen oder das Gebetbüchlein von Habermann, das Paradiesgärtlein von Joh. Arndt, einzelne auch die Hauspostille von Luther bei sich. Ja manche haben ihr Erbauungsbuch unter der Erde oder in hohlen Bäumen in der Nähe versteckt und ziehen es nun hervor, mit Entzücken ihren verborgenen Schatz betrachtend.

Plötzlich wird es stille, alle Anwesenden werfen sich zur Erde nieder. Da erhebt ein kräftiger Mann, in die Tracht eines Bergknappen gekleidet, die Stimme, fordert auf zum Gebet und Gesang und spricht selbst ein tief aus dem Herzen und zu Herzen gehendes Gebet, in welchem er seinem himmlischen

Vater für das teure Licht des Evangeliums dankt, das Er ihnen mitten in der großen Finsternis des Papsttums geschenkt habe. Dann bittet er um Trost und Stärkung für alle, die unter steter Todesgefahr Ihm und Seinem Sohne im Verborgenen dienen, und fordert sie auf, gemeinsam das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" zu singen. Feierlich erschallen die Töne des majestätischen Liedes in dieser Einsamkeit. Nun lagern sich die Anwesenden, und der Bergmann mit dem offenen, kühnen Gesichte, den milden und doch feurigen Augen, steht auf eine durch ein Felsstück gebildete Erhöhung und spricht: „In Jesu Christo liebe Glaubensgenossen! Von Herzen seid mir alle willkommen, die ihr euch heute, zum Teil aus weiter Ferne, hier zusammengefunden habt, um einmal wieder das teure Gotteswort, wie es einst Luther wiederum auf den Leuchter gestellt hat, als eine rechte Seelenarznei zu empfahen. Vor der Macht und Wut unserer Feinde müssen wir, wie einst Elias der Prophet vor dem Grimm der Isebel, uns in diese Schluchten flüchten, um dem Herrn zu dienen und uns gegenseitig zu trösten. Aeußerlich müssen wir uns ja aus Not noch zur päpstlichen Kirche bekennen, im Herzen aber halten wir uns zum teuern Evangelium und zu Luthers Lehre und wollen darauf leben und sterben. Nicht im Rosengarten sollen wir Christo dienen, sondern auch, wo es sein muß, Schmach und Verfolgung auf uns nehmen, und fast will es mir scheinen, als ob mit unserem neuen

Landesherrn, dem Erzbischof Maximilian Gandolf, wieder schwere Zeiten über uns hereinbrechen könnten. Der große Gott, der Joseph aus dem Gefängnis, Daniel aus dem Löwengraben und die 3 jungen Männer aus dem Feuerofen errettet hat, wird auch uns, wie unsern teuern Voreltern, welche die Schmach Christi getragen haben, beistehen. —

Nun wollen wir aber miteinander durch Sein heilig Mahl, wie der Herr selbst es eingesetzt hat, uns stärken und uns untereinander es darreichen, da wir ja keinen Prediger des Evangeliums unter uns haben." Alle knieten nieder, und während die Kinder betend der heiligen Handlung zusahen, empfingen die Erwachsenen Leib und Blut des Herrn.

Der Bergmann aber, der also zu ihnen gesprochen hatte, war Joseph Schaitberger aus Dürnberg bei Hallein. Am 19. März des Jahres 1658 hatte er das Licht der Welt erblickt. Seine Eltern hatten ihn frühe schon in Gottes Wort unterrichtet; sein Bruder Andreas, der in Dürnberg Schulmeister war, hatte ihn lesen und schreiben gelehrt, und von Jugend auf ließ er es seine vornehmste Sorge sein, aus den Schriften der Reformatoren christliche Erkenntnis und Glaubenskraft immer reicher zu gewinnen und als Bergmann seinen Beruf und Arbeit jederzeit christlich, treulich und fleißig zu führen.

Kaum hatten die Versammelten das heilige Abendmahl genossen und wollten sich eben zum Abschiedswort anschicken, da stürzte die Wache, die draußen

zum Schutz des Gottesdienstes aufgestellt worden war, herein mit der Nachricht, sie habe 2 verdächtige Gestalten gesehen, die im Gebüsche verborgen dem Gottesdienste zugehorcht haben und dann im raschen Schritte thalabwärts geflohen seien. „Wenn mich mein Auge nicht getäuscht hat," sagte der Wächter, „so sind es zwei in der Jesuitenschule von Salzburg erzogene Späher aus unserem Tefferreggerthale. Sie haben gewiß durch Verrat Kunde von unserem Gottesdienst gehabt und es ist ihnen gelungen, von uns unbemerkt, unsere heimliche Versammlung zu belauschen." Schaitberger beriet sich mit den Aeltesten der Versammlung, was zu thun wäre, und sie beschlossen, da sie weder den Verräter vorerst erforschen, noch die beiden flüchtigen Spione verfolgen könnten, es abzuwarten und auf die Hilfe Gottes trauend auch etwaige Verfolgung auf sich zu nehmen, um Christi Namen frei und öffentlich auch vor der Obrigkeit zu bekennen. Dann trennten sie sich unter Gebet und Thränen; die Erbauungsbücher wurden, soweit sie ohne Gefahr der Entdeckung nicht mitgenommen werden konnten, wieder sorgfältig versteckt, und Schaitberger kehrte mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern in seine Wohnung nach Hof, einem vor allem von Bergknappen bewohnten Orte im Tefferreggerthale, zurück. — —

Zweites Kapitel.

Der Verrat.

Zwei Tage nachher ritten zwei in schwarze Mäntel gehüllte Reiter zu den Thoren der bischöflichen Residenz Salzburg in gestrecktem Laufe herein. Die Pferde schienen von dem starken Ritte über die Gebirgspässe ermüdet, wurden aber immer wieder durch die Sporen der Reiter angefeuert. Sie klopften an der Pforte des Palastes an, die Thüre öffnete sich, und das schlaue Gesicht des Jesuitenpaters Felix schaute heraus. „Gelobt sei Jesus Christus!“ rief er aus, „daß Ihr so schnell wieder zurück seid, meine beiden jungen Freunde, und Ihr bringt mir, wie ich an euren Gesichtern sehe, wichtige Kunde. Kommt schnell herein, labt euch zuvor mit kräftigem Imbiß, und erzählet mir dann, von dem Erfolge eurer Sendung.“

Die beiden jungen Männer thaten, wie ihnen geheißen war, und berichteten dann ihrem Vorgesetzten: „Wir haben uns, nachdem wir vor 4 Tagen ins Defferegger Thal von Ew. Gnaden abgeschickt worden waren, um den lutherischen Ketzern nachzuspüren, in den Hinterhalt gelegt. Es gelang uns, einen Boten mit einem Briefe abzufangen, den der Bergmann Joseph Schaitberger an Ruprecht Winter in Moos geschrieben hatte. Darin stand, daß am Sonntag in aller Frühe wieder in der Lichtung oberhalb St. Veit die Versammlung aller echten Bekenner der

evangelischen Wahrheit stattfinden sollte. So legten wir uns schon morgens 3 Uhr an einem geeigneten Ort in den Hinterhalt. Der Wächter bemerkte uns glücklicherweise in unserem günstig gewählten Verstecke nicht. Nun sahen wir an 300 bis 400 Personen, groß und klein, zusammenkommen, wir hörten sie beten, ketzerische Lieder singen und auch das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt austeilen. Da machten wir uns aus unserem Verstecke auf, gelangten glücklich das Thal hinab und ritten, so schnell wir konnten, hierher, um Euch, ehrwürdiger Herr Pater, genauen Bericht zu erstatten." — „Dank Euch, meine lieben Söhne," sagte der Pater, „ich gehe nun gleich hinauf zu unsrem gnädigen Herrn und teile ihm die wichtige Kunde mit, daß er diese Natter der Ketzerei rasch mit starkem Fuße zertrete."

Erzbischof Gandolf war einstens selbst in seiner Jugend von Jesuiten erzogen worden und hatte aus besonderer Vorliebe für diesen Orden ihnen auch eine Schule in seiner Hauptstadt Salzburg eingeräumt. Er war wegen des finsteren Ernstes, der auf seinem Antlitz lag von seinen Unterthanen mehr gefürchtet, als geliebt. Auf seinem stark befestigten Schlosse Hohensalzburg, das einen wundervollen Ausblick auf die Stadt und die Salzburger Alpenwelt gewährte, hatte er für gewöhnlich seinen Sitz, den er nur selten verließ. Eben schritt er in seinem mit Kunstwerken aller Art reich ausgestatteten Burgzimmer auf und ab. Prächtige Oelgemalde zierten die Wände. Sin-

nend blieb der Erzbischof vor dem ersten in der Reihe stehen. Es zeigte das Bildnis seines berüchtigten Vorgängers, des Fürstbischofs und Kardinals Matthäus Lang aus dem 16. Jahrhundert. Hoch zu Roß war der kriegerische Kirchenfürst abgebildet, wie er in buntgeschlitztem Waffenrock und glänzendem Harnisch einige Fähnlein seines Kriegsvolks in seine Residenz einführte. Die gebieterischen, stolzen Züge des sonst heitern Lebemanns zeigten unverkennbar jene rücksichtslose, unbarmherzige Strenge, mit der er einstens die ersten evangelischen Regungen in seinem Lande gewaltsam unterdrückt und das Blut so manches Märtyrers der evangelischen Kirche vergossen hatte; war doch „Kampf auf Tod und Leben" zuletzt sein Losungswort gewesen. Ihm gegenüber war das Bild des Erzbischofs Paris Hadrian, das mild und friedlich, mit freundlichem Wohlwollen herniedersah. War doch dieser Fürstbischof der einzige gewesen, unter dessen Scepter mitten in den Schrecken und Trübsalen des dreißigjährigen Krieges seine Unterthanen sich eines langen religiösen und bürgerlichen Friedens und eines ungetrübten Wohlstandes erfreuten. Vor 30 Jahren war er in die Gruft seiner Väter hinabgestiegen, und sein Volk pries sein Andenken noch lange. „Du bist nicht mein Mann," rief Fürstbischof Gandolf aus, „dein Andenken sei gehaßt von mir! Hast du doch das Gift der Ketzerei, das von neuem mein Land beunruhigt, wie ein fressendes Geschwür durch deine laue Politik um sich greifen lassen!

Da will ich doch lieber den kriegerischen Matthäus Lang als Muster meiner Regierung betrachten, um alle, die der römischen Kirche sich widersetzen, zu bekehren oder zu vernichten.

Er klingelte. Als der Kammerdiener erschien, frug er ihn, ob Pater Felix nicht sich schon angemeldet habe, und als dies der Kammerdiener bejahte, hieß ihn der Fürstbischof sogleich hereinführen. „Wir haben sie endlich entdeckt," rief der Pater frohlockend aus, nachdem er sich tief vor dem Fürstbischof verbeugt hatte. „Nun ist ihre Gleisnerei an den Tag gekommen! Aeußerlich haben sich jene Ketzer wohl zur katholischen Kirche gehalten, aber wie uns die Priester berichteten, nur in heuchlerischer Weise. Schon lange ging das Gerücht, daß sie zwischen ihren 4 Wänden Götzendienst treiben und die ketzerischen Bücher unter der Erde, unter den Dielen, in Kellern und auf Böden, unter Heu und Stroh und in verborgenen Wandschränken geheim halten und ihre Kinder darin unterrichten. Ja ihre Frechheit ist so weit gegangen, daß sie sich jüngst in einer Schar von mehreren Hunderten im Tefferegger Thal versammelt und dort ihren frevelhaften Gottesdienst abgehalten haben. Eben sind meine beiden Abgesandten zurückgekehrt, die es mit ihren eigenen Augen gesehen, mit ihren Ohren gehört haben, und hier ist der Brief, den ein gewisser Schaitberger, das Haupt dieser Rebellen, an seinen Mitverschworenen in Moos geschrieben hat. Nun haben ihre bischöfliche Gnaden

und fürstliche Durchlaucht die Beweise in den Händen und können nun weiter nachforschen lassen, ob auch noch an andern Orten, etwa in Radstadt, St. Johann, in Gastein, und überall, wo sie früher ihr Unwesen trieben, sich diese Irrgläubigen vorfinden. Hängen sie doch alle unter sich zusammen wie die Kletten, und so fangen wir sie vielleicht alle miteinander." — Eine mächtige Zornesglut war bei diesen Worten des Jesuiten auf dem Gesichte des Fürstbischofs aufgestiegen. „Ja, bei Gott," rief er aus, „ich will sie ohne Gnade und Erbarmen vertilgen, die Ketzerbrut, gleich morgen sollen sie vor das Gericht in Windisch Mattrey geführt und dann zur Verantwortung hierher gebracht werden. Ich will nicht ruhen, bis ich sie in meiner Gewalt oder aus meinem Lande habe."

Er gab die nötigen Befehle und sandte, um dieselben zu vollstrecken, noch an jenem Tage eine Abteilung Dragoner in das Tefferegger Thal. Diese ritten in Eilmärschen dorthin und standen am Abend des andern Tages vor der Wohnung Schaitbergers. Dort teilten sie sich, und die zweite Abteilung ging auf die Wohnung von Ruprecht Winter in dem benachbarten Moos zu.

Schaitberger saß eben mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern Magdalene und Anna am Abendessen. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und die Dragoner drangen mit gezücktem Schwerte in die niedere Stube ein. „Was wollt Ihr?" rief Schait-

berger mutig und gefaßt, während sein Weib und seine Kinder über diese furchtbare Ueberraschung in den Tod erschrocken waren. — „Euch wollen wir, lutherischer Hund," rief der Anführer der Schar, „im Namen des Fürstbischofs seid ihr unser Gefangener und habt Euch vor seinem Gericht alsbald zu verantworten. Sogleich macht Euch bereit, uns zu folgen." — „Wie Gott will," rief Schaitberger aus, „um des Wortes Gottes willen leide ich gerne, so Er es befiehlt. Er wird mich und die Meinigen nicht verlassen. — Bleibet stark, liebes Weib, und ihr, meine teuern Kinder, laßt euch noch einmal umarmen; so Gott will, bringt Er mich bald wieder hierher zurück." Er küßte sie unter heißen Thränen, steckte rasch eine kleine Bibel zu sich, die er in der Tasche verbarg, ergriff seinen Hut und Mantel und lieferte sich den Häschern aus. Er wurde von diesen sogleich gebunden, auf ein Pferd gesetzt und samt seinem Freunde Ruprecht zuerst vor das Gericht nach der benachbarten Stadt Windisch Mattrey und von hier über das Gebirge nach Hallein unter steten Mißhandlungen der rohen Reiterschar gebracht.

Drittes Kapitel.

Im Gefängnis.

Als die beiden Gefangenen in der Stadt Hallein ankamen, wo Schaitberger, der in dem nahen Dürnberg seine Kindheit zugebracht hatte, unter den dor-

tigen Bergleuten viele Freunde besaß, verbreitete sich alsbald die Kunde von seiner Gefangennehmung in der ganzen Stadt und erweckte unter seinen Freunden, den evangelisch gesinnten Bergknappen, die größte Teilnahme. Im Schoß der Erde, in verborgensten Stollen versammelten sie sich und berieten, welche Maßregeln sie für die Befreiung ihrer beiden Freunde ergreifen, ob sie dieselben mit Gewalt den Händen ihrer Peiniger entreißen, oder auf dem Weg der Bitte an den Fürstbischof sie frei machen könnten, aber die Erfolglosigkeit solcher Versuche erkannten sie selbst am besten. Darum warteten sie noch in ängstlicher Spannung auf den Ausgang des Prozesses.

Schaitberger und sein Freund wurden in Hallein zuerst in einen tiefen Turm geworfen, in Ketten gelegt und nur notdürftig mit Brot und Wasser versorgt. Da lagen sie wie in einer Mördergrube, und dennoch waren auch sie wie Paulus und sein Freund Silas getrost. Die Bibel hatte man ihnen nicht genommen: So erquickten sie sich täglich und stündlich an Gottes Wort und schöpften daraus Mut und Gottvertrauen für die Trübsal, die ihrer wartete. Nach zwei Tagen wurden sie aus dem Turm heraufgebracht und vor das Pfleggericht citiert. Hier wurde ihnen vom Richter, neben welchem sein Schreiber und 2 Kapuziner saßen, die Frage vorgelegt: „Joseph Schaitberger und Ruprecht Winter, Ihr seid angeklagt ob heimlicher Ketzerei und Abfall von unserer Kirche; Ihr haltet lutherische Bücher, gehet nicht zur

Beichte, rufet die Heiligen nicht an, glaubet nicht an ein Fegfeuer und seid unverbesserliche Rebellen gegen Eure Obrigkeit."

Da bekannten aber die beiden ihren evangelischen Glauben frei und öffentlich, und Schaitberger sprach: „Liebe Herren, durch Gottes große Gnade haben mich meine Eltern schon in der heiligen Schrift unterwiesen und mir gezeigt, daß der lutherische Glaube der allein richtige und wahre sei. Denn wir haben ja klar gesehen, daß in dem lutherischen Katechismus alle Glaubenspunkte mit Gottes Wort ganz deutlich und gründlich übereinstimmen, welches wir im katholischen Katechismus nicht gefunden haben. Schon unsere Väter und Voreltern haben die Bibel und viele andere schöne, evangelische Bücher gehabt, darin sie uns nach ihrer Einfalt von Jugend auf unterwiesen haben. Das geschah ganz in der Stille, und so sind wir und unsere Väter lange Zeit in der unsichtbaren Kirche gewesen, gleich als wie Schafe, die keinen Hirten haben, und darum stehen wir als heimliche Lutheraner vor diesem Gericht, denn wir haben die Kniee unserer Herzen nicht gebeugt vor der Abgötterei wie jene 7000 in Israel. Zuletzt aber konnten wir mit gutem Gewissen nicht mehr mit den Irrgläubigen am fremden Joche ziehen. Darum kamen wir in der letzten Zeit nicht mehr in die katholische Kirche, sondern verrichteten unsern Gottesdienst mit Lesen, Beten und Singen eine Zeit lang heimlich in den Häusern und im Dickicht des Waldes, auch oft nächtlicher

Weile. So folgen wir denn dem Worte unseres Heilandes: Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater."

So redete Schaitberger, und aus seinen Augen strahlte der freudige Mut des Bekenners und die Gewißheit innerer Ueberzeugung. Aehnlich redete auch sein Freund Ruprecht zum großen Erstaunen und Aerger des Richters. Nun versuchten die beiden Kapuziner mit ihnen zu disputieren und sie ihres Irrtums zu überführen, indem sie die wichtigsten Lehren der katholischen Kirche mit ihnen vornahmen. Aber sie richteten lediglich nichts aus und konnten deren Glauben, den sie stets mit Beweisstellen aus der heiligen Schrift begründeten, nicht umstoßen oder widerlegen. Da ließ sie der Pfleger wieder in das Gefängnis werfen, und 3 Tage hernach führte man sie gefangen und geschlossen als Uebelthäter nach Salzburg vor das Hofgericht. Hier wurden sie in Gegenwart des Jesuitenpaters Felix von neuem verhört und um alle Religionspunkte deutlich gefragt, und als sie auch hier ebenso unerschrocken ihren Glauben bekannten, auf 50 Tage ins Gefängnis von Hohensalzburg geworfen. Jeden Tag kamen die Kapuziner zu ihnen, aber kräftig widerstanden sie denselben und bewiesen ihren Glauben so klar und deutlich aus Gottes Wort, daß diese zuletzt ihre Bekehrungsversuche aufgaben. Ja einer derselben wurde dadurch selbst im katholischen Glauben irre gemacht und trat später zur evangelischen Kirche über. —

Die beiden Gefangenen wurden hier so hart gehalten, daß sie öfters die Hoffnung des Lebens aufgaben. Die Füße, die mit schweren Ketten gefesselt waren, schwollen auf, die Haut rieb sich ab, Kälte, Hunger und Durst quälte sie. Ein eiserner Ring wurde ihnen um den Hals gelegt, aber trotz alle dem blieben sie standhaft, und aus Schaitbergers und seines Freundes Herzen stieg unermüdlich das Gebet um Stärkung von oben zum Vater im Himmel empor. Ja ein Liederquell köstlichster Art entströmte dem Munde Schaitbergers, und wie er später mit seinen herrlichen Liedern seine Glaubensgenossen tröstete und erbaute, so hat er im tiefen Gewölbe des Turmes von Hohensalzburg sich und seinen Freund damit aufgerichtet. Eines dieser Lieder, das wohl damals entstand, lautet:

Jesu, mein Lieb und Leben,
Ich hab' mich Dir ergeben
Nunmehr mit Leib und Seel',
Sterb' ich in Deinen Gnaden,
So kann mir ja nicht schaden
Kein' Sünd', kein Teufel und kein Höll'.

Gott laß die Stund' bald kommen,
Daß ich werd' aufgenommen
Ins schöne Paradeis;
Um mich sollt' niemand klagen,
Mit Freuden sollt' man sagen:
Dem Höchsten sei Lob, Ehr' und Preis.

Nun gute Nacht, ihr Meinen,
Um mich dürft ihr nicht weinen,
Denn ich komm bald zur Ruh;
Nach etlich wenig Tagen
Wird man mich schlafen tragen
Nach meinem Grabruhbettlein zu.

Jetzt geh ich hin zum Leben,
Wo Gottes Kinder schweben
Im schönen Himmelssaal.
Da will ich Jesum loben
In Seinem Reich dort oben
Mit aller Engel Jubelschall.

So sang er damals im Kerker, da der Tod eines Märtyrers ihm nahe bevorzustehen schien. Endlich thaten sich die Thüren ihres Gefängnisses wieder auf; abgemagert und todesblaß traten sie an das Tageslicht hervor. „Reinigt Eure Kleider von dem Staub und Schmutz des Gefängnisses, und stärkt Euch mit diesem Weine, den ich Euch mitgebracht," rief ihnen fast mitleidig ihr Wärter zu. „In 2 Stunden sollt Ihr vor dem Fürstbischof erscheinen."

Viertes Kapitel.
Die bischöfliche Hinterlist.

Während sie dieser Einladung Folge leisteten und sich durch Gebet auf den schweren Gang stärkten, hatte der Fürstbischof eine längere Unterredung mit Pater Felix. „Was ratet Ihr mir, ehrwürdiger Vater," sagte Maximilian Gandolf zu diesem. „Was soll ich denn mit diesen Ketzern beginnen, und wie erfahre ich die Namen derer, die mit ihnen im Bunde stehen? Durch den westfälischen Frieden bin ich ja leider gehindert, ihnen, wie ich gerne möchte und wie sie es verdient hätten, den Kopf vor die Füße zu legen. Deshalb nennet mir ein Mittel, wie ich dieser bösen

Brut den Kopf zertrete." — Da lächelte Pater Felix verschmitzt und hub an: „Gnädigster Herr, wenn Ihr meinem Plane folget, so dürfte es Euch ein Leichtes sein, ihrer los zu werden. Fordert in freundlicher Weise diesen ihren Anführer, Schaitberger, auf, er solle Euch eine schriftliche Darstellung ihres Glaubens überreichen und dieselbe von allen seinen Freunden mit unterschreiben lassen, damit Ihr ihre Lehre prüfen und mit Euren Räten besprechen möget. Thun sie das, und dessen werden sie sich nicht weigern, in der Hoffnung, daß Ihr ihnen Gnade für Recht ergehen lasset, dann gehen sie in die Falle. Ihr habt dann schwarz auf weiß den Beweis von ihrer Ketzerei in Händen, Ihr kennet die Namen dieser Verräter alle, und dürfet dann mit ihnen verfahren, wie sie es verdient haben. Das ist mein Rat und meine Meinung, gnädigster Herr Fürstbischof."

Da glitt ein höhnisches Lächeln über die finstern Züge des Kirchenfürsten. „Wahrlich, Euer Rat ist schlau und wohl durchdacht, lieber Pater; ich billige ihn und werde ihn heute noch befolgen. Führet mir einmal die Missethäter her." Pater Felix verneigte sich und ging zur Thüre hinaus.

Bald darauf traten die beiden Gefangenen herein; wohl hatte der Kummer und die Härte ihrer langen Haft ihre Spuren auf dem ernsten Antlitz derselben tief eingegraben; ihre Haltung jedoch war mutig, ihre Worte bescheiden, aber fest. „Ihr wollt mein Volk verführen und unserer allein seligmachen-

den Kirche abwendig machen: Wie könnet Ihr euch das unterstehen?" rief ihnen gebieterisch der Fürstbischof entgegen. „Bedenket Ihr denn auch, welchen Frevel Ihr begeht und welche schwere Strafe darauf gesetzt ist?" Da entgegnete Schaitberger: „Gnädigster Fürst und Herr! Verzeiht, daß ich armer, einfacher und ungebildeter Bergmann es wage, Euch zu antworten, wie mein Gewissen und das teure Gotteswort es von mir verlangt. Wir bekennen uns seit Jahren insgeheim zur Lehre Luthers und der reinen Augsburgischen Konfession. Wir üben keine Gewalt und kein Unrecht, sind auch getreue Unterthanen Euer Gnaden, unseres Landesherrn, und beten für Euch und Euer Wohlergehen. Aber wir müssen nach der Apostel Vorbild in diesen heiligen Glaubenssachen Gott mehr gehorchen als den Menschen. So haben wir uns in der Stille in unserem Tefferegger Thal an der heiligen Schrift und an den Schriften der frommen Reformatoren erbaut, und durch den westfälischen Frieden ist auch uns, als Anhänger der Augsburgischen Konfession, entweder das Recht stillen Privatgottesdienstes eingeräumt, oder, wofern uns die Obrigkeit im Lande nicht dulden will, so soll sie uns 3 Jahre Frist gönnen zur Auswanderung, daß wir unsere Güter verkaufen und ohne alle Gewaltthat unsere Sachen ins Reine bringen können für uns und die Unsrigen. Also stehet es ausdrücklich geschrieben im westfälischen Friedensvertrag, und der Reichstag zu Regensburg ist verbunden, diese uns

verbürgten Rechte für alle Zeiten aufrecht zu erhalten."

Nur mit Mühe hatte der Fürstbischof den heftigen Zorn unterdrückt, der während dieser mannhaften Rede des schlichten Mannes sich seiner bemächtigte. „Wisset Ihr nicht, Ihr Rebellen," rief er aus, „was noch vor 70 Jahren mein Vorgänger, der gerechte Erzbischof Markus Sittich, gethan hat?" — „Wohl weiß ich es von meinen Eltern und Großeltern, die selbst darunter gelitten haben," sagte Schaitberger ruhig, aber unerschrocken. „Er hat den evangelisch Gesinnten befohlen, binnen 4 Wochen oder 14 Tagen das Land ihrer Väter zu verlassen und bei Verlust ihrer Güter zum alten Glauben zurückzukehren. Er hat ihnen ihre evangelischen Bücher weggenommen, viele in den tiefsten Kerker geworfen und den andern so lange Soldaten ins Haus gelegt, bis sie gänzlich verarmt waren. Aber nur wenige sind abgefallen von ihrem teuern Glauben, und gegen 600 Evangelische haben damals dieses schöne Land verlassen, um in der Ferne ein neues Vaterland aufzusuchen. Der Herr aber, dem sie treu geblieben waren, hat sie auf ihrer Flucht begleitet und behütet."

„Sagt mir," rief der Fürstbischof aus, „wenn Ihr Euch stets auf diesen Westfälischen Frieden beruft, den ich noch nie anerkannt habe, welchen Beweis könnet Ihr mir geben, daß Ihr nicht irgend einer andern verruchten Sekte angehöret, und wirklich der Kirche Augsburgischer Konfession beigetreten seid?

Ihr wißt wohl, daß alle Sektierer von der Wohlthat dieses Friedens ausgeschlossen sind.“ — „Allerdings, gnädigster Herr, das wissen wir, und darum sind wir auch bereit, wie Ihr befehlet, mündlich oder schriftlich Zeugnis von unserem Glaubensbekenntnis abzulegen,“ entgegnete Schaitberger. — „Gut, so bringet mir innerhalb zweier Monate schriftlich Eure Lehre, daß ich sie prüfen kann, ob es sich also verhält, wie Ihr mir heute saget!“ rief Maximilian aus. — „So seid Ihr nun entlassen und könnet nach Hause zurückkehren; bis Ihr mit den Unterschriften aller derer, die sich mit Euch zur Augsburgischen Lehre bekennen, zurückkommt, soll Euch kein Leids widerfahren.“

Da dankten die beiden Männer gerührt ihrem Fürsten, ohne zu ahnen, welch hinterlistigen Plan er damit geschmiedet hatte. So schnell ihre Kraft es ihnen gestattete, zogen sie über das Gebirge in ihr stilles Thal. — Ihre Heimreise gestaltete sich zu einem wahren Triumphzuge bei ihren Glaubensgenossen; war doch die Kunde ihrer schweren Gefangenschaft und ihres freudigen Bekenntnisses überall hin gedrungen und hatte bei ihren Freunden die innigste Teilnahme hervorgerufen. Bis Mittersil waren den beiden Glaubenszeugen ihre Angehörigen, die Frauen mit den Kindern, entgegen gereist, und es war ein selig Wiedersehen, als sie sich wieder in den Armen lagen, nachdem sie der Herr, ihr Gott, aus des Löwen Rachen errettet hatte.

„Was mein Gott will, das will ich auch,
Im Leben und im Sterben.
Das ist der wahren Christen Brauch,
So kann ich Huld erwerben.
Wie mein Gott will, halt ich Ihm still,
Dabei will ich verbleiben.
Ich will allein den Willen mein
Ihm williglich verschreiben."

Also sang Schaitberger in innigem Danke gegen Gott nach seiner Rückkehr. Und nun entwarf er im Verein mit seinen Freunden in den nächsten Wochen ihr gemeinsames Glaubensbekenntnis ganz im Anschluß an die H. Schrift und die Augsburgische Konfession in schlichter, aber klarer und eindringlicher Sprache, wobei er auf die wichtigsten Unterscheidungslehren genau einging. In einer letzten Versammlung, bei der mehr als 1000 seiner Glaubensgenossen aus ganz Salzburg versammelt waren, wurde dieses Bekenntnis der Evangelischen vorgelesen und fand allgemeinen Beifall. Alle Anwesenden unterschrieben es, wiewohl manche der Gefahr, der man sich damit aussetze, bewußt waren und offen davon redeten. Aber es war eine mutige Glaubensthat, die sie im Namen Christi wagten, und Schaitberger rief ihnen zu: „Wir können vor Gott und der Welt nun mit gutem Gewissen sagen, daß wir uns keiner fremden Sekte von Jugend auf niemals anhängig gemacht haben, das weiß der liebe Gott. Daß wir uns lange Zeit der päpstlichen Lehre aus Schwachheit äußerlich teilhaftig gemacht, das können wir nicht leugnen.

Jetzt aber durch Gottes Gnade erleuchtet, bekennen wir uns mit Mund und Herzen zu dem evangelischen Glauben und hoffen, dabei zu leben und auch zu sterben."

Die gesetzliche Frist war noch nicht verstrichen, da überbrachte eine Gesandtschaft, an deren Spitze sich wieder Schaitberger befand, das klare, schlichte, evangelisch-biblische Glaubensbekenntnis dem Fürstbischof in seine Residenz nach Salzburg. Der Fürstbischof frohlockte: Hatte er nun doch erreicht, was er wollte, schwarz auf weiß hatte er nun den Beweis ihrer Ketzerei in den Händen, sowie die Namen aller derer, die sich derselben schuldig gemacht hatten. Und jetzt, statt wie er versprochen, ihr Glaubensbekenntnis zu prüfen, griff er, von seinen Jesuiten verleitet, zu den grausamsten Maßregeln. Er entzog den Bergleuten, die weitaus den größten Teil der Unterzeichneten bildeten, den bergmännischen Erwerb und stürzte sie dadurch in Jammer und Not. Er verbot ihnen, wenn sie nun ihre Erbgüter in ihrem Elend verkaufen wollten, den Verkauf derselben. Wo er ihrer Bibeln und evangelischen Bücher habhaft werden konnte, ließ er sie ihnen wegnehmen und verbrennen. Die Soldaten durchsuchten gierig die verborgensten Räume nach diesen verbotenen Schätzen, und in welchem Hause man dieselben vorfand, da wurden schwere Geldbußen, Strafarbeiten und hartes Gefängnis über die Evangelischen verhängt. So dauerte dieser qualvolle Zustand 2 Jahre hindurch.

Mit List und Gewalt, mit blutigster Strenge, wie mit den Mitteln einschmeichelnder Ueberredung suchte man die Evangelischen zur katholischen Kirche herüberzuziehen, aber die große Mehrzahl ließ sich in ihrer Glaubenstreue nicht erschüttern. Nur eine ganz kleine Zahl von Schwachen ließ sich zum erheuchelten Rücktritt zur katholischen Kirche bestimmen. —

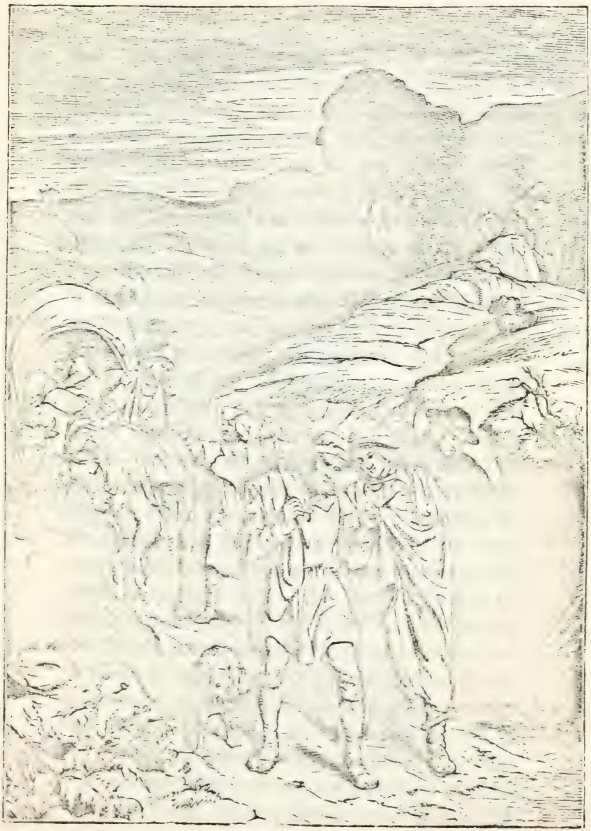
Joseph Schaitberger war unermüdlich thätig, durch Wort und Schrift, seelsorgerliche Besuche und Ermahnungen die Brüder im Glauben zu stärken. Auf fast unzugänglichen Gebirgswegen versammelten sie sich an einsamen Orten und gelobten sich gegenseitig Treue in ihrem Bekenntnis.

Fünftes Kapitel.

Die Austreibung.

Als nun 2 Jahre lang alle die furchtbaren Maßregeln umsonst gewesen waren, da schritt der Fürstbischof zum Aeußersten. Er erließ jenes harte, grausame Edikt, durch welches die Evangelischen mitten im harten Winter 1685 aus dem Lande getrieben werden sollten. Was aber diese an sich so grausame Maßregel zu einer unerhörten, herzzerreißenden machte, das war die furchtbare Bestimmung, daß die Eltern ihre Kinder und ihre Habe zurückzulassen genötigt wurden.

Der vom Fürstbischof bestimmte Auswanderungstag brach an. Es war ein kalter Dezember-



32 Die Auswanderer.

tag. Die Gebirgslandschaft war rings voll Schnee und Eis, und eine grimmige Kälte herrschte, die bis ins Mark einschnitt. Da hatten sich, von den rohen Soldaten zusammengetrieben, die armen Auswanderer in Scharen von 50 bis 60 zum letzten bitteren Abschied von den Ihrigen auf den Weg gemacht. Es war ein Schauspiel, das selbst die Herzen der katholischen Mitbewohner bis zu Thränen rührte. Eheleute wurden mit Gewalt getrennt, Kinder und Säuglinge den jammernden Vätern und Müttern aus den Armen gerissen, um im katholischen Glauben erzogen zu werden. Jammervolle Scenen spielten sich überall ab. Schaitberger, der geistliche Vater und Führer der Exulanten, mußte auch seine beiden Töchter, Magdalena und Anna, zurücklassen. Es war ein Abschied auf Leben und Tod, aber wunderbare Glaubenskraft verlieh die göttliche Gnade. Eines tröstete und stärkte das andere, die gemeinsame Not schmiedete die Herzen so fest aneinander, daß dieses Band der Liebe in ihrem großen Elend sie aufrecht hielt. So schritten sie über die schneebedeckten Gebirgspässe dahin; oft drohten sie, von Hunger und Elend erschöpft, zusammenzubrechen; oft kamen sie in Gefahr, auf den verschneiten Wegen zu verirren, in Schluchten und Abgründe zu versinken. Aber der Engel des Herrn geleitete sie, daß sie das Gebirge bei allen fast unmenschlichen Strapazen doch glücklich überschritten, und besonders erhebend waren die Lieder, die sie zu ihrer gegenseitigen Stär-

kung und Aufmunterung auf ihren Pfaden und Durchmärschen durch die verschiedenen Orte, die sie passierten, sangen. Eines davon, das beliebteste und bekannteste, hatte wieder Joseph Schaitberger gedichtet, das Lied, das in seiner einfachen, kraftvollen innigen Sprache uns so recht hineinschauen läßt in die Tiefe ihres Elends, wie in die weltüberwindende Kraft ihres Glaubens. Dieses herrliche Exulanten-Lied, von dem sämtliche Verse nachstehend folgen, lautet, in der Mundart der Salzburger gedichtet, also:

I bin ein armer Exulant,
A so thu i mi schreiba,
Ma thuet mi aus dem Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.

Des waß i wohl, Herr Jesu mein,
Es ist Dir ah so ganga,
Itzt will i Dei Nachfolger sein,
Herr! mach's nach Deim Verlanga. — —

Den Glauba hob i frei bekennt,
Des darf i mi net schäma,
Wenn man mi gleich en Ketzer nennt,
Und thuet mirs Leba nehma.

Ketta und Banda war mir mei Ehr,
Um Jesu willa zdulda,
Und dieses macht die Glaubenslehr,
Und nit mein böß Verschulda.

Muß i gleich in das Elend fort,
Will i mi do nit wehra,
So hoff i do, Gott wird mir dort
Och gute Fründ beschera. — —

1727418

Mueß i glei fort, in Gottes Nam,
Und wird mir alles gnomma,
So woaß i wohl, die Himmelskron
Werd' i amol bekomma.

So mueß i heut von meinem Haus,
Die Kindel mueß i loſa.
Mein Gott, es treibt mir Zährel aus,
Zu wandern fremde Stroßa.

Mein Gott, führ' mi in ane Stadt,
Wo i Dein Wort kann hoba,
Darin will i Di früh und spat
In meinem Herzel loba.

Soll i in diesem Jammerthol
Noch länger in Armut leba,
So hoff i do, Gott wird mir dort
Eine beſſ're Wohnung geba.

Dieſes und andre Kernlieder der evangeliſchen Kirche ſingend, z. B.: „Ein' feſte Burg", „Was Gott thut, das iſt wohlgethan!" „Wenn wir in höchſten Nöten ſein" — zogen ſie aus Salzburg durch Bayern nach Franken und Schwaben. Erbarmungswürdig war oft der Anblick der ſtandhaften Bekenner der evangeliſchen Wahrheit. Geſunde und Kranke, Männer und Weiber, das bittere Heimweh nach ihren Kindern und ihrem ſchönen Lande in ihrem Herzen, zogen ſie dahin; aber alle zeigten in ihren Mienen und Gebärden eine wunderbare Freudigkeit und Gelaſſenheit bei ihrer großen Bedrängnis und ihrer beſchwerlichen Reiſe. Manche Wohlthat wurde ihnen von ihren evangeliſchen Glaubensgenoſſen,

besonders auch in den wohlhabenden Städten Ulm, Augsburg, Frankfurt a. M. und Nürnberg zu teil. Ueberall wurden sie dort bewirtet, gespeist, getränkt, neu gekleidet und mit Reisegeld zur Weiterreise versehen.

Damals gab es manche fromme Seele, die von Mitleid ergriffen all das Ihrige für die bedrängten Brüder zum Opfer brachte, wie es später der bekannte grundredliche Christ Joh. Jak. Moser auch that, als einst ein Häuflein derselben in großer Armut durch Tübingen kam und im dortigen Spital beherbergt wurde. Der nahm flugs seine ganze Barschaft und ließ sie durch eine Vertrauensperson an die hilfsbedürftigen Glaubensgenossen verteilen. Seine linke Hand hatte nicht gewußt, was die rechte gethan, aber er hatte keinen Pfennig Geld mehr im Hause. Doch was geschah? Von einem katholischen Kanton in der Schweiz wurde ihm ganz unvermutet ein Geldgeschenk gesandt, und gerade das Doppelte der Summe, die er an die lieben Glaubensgenossen gewandt. „Ich wurde auf das innigste gerührt," sagte er, „daß der liebe Gott es so gefügt hatte, daß auf der Stelle mir von Katholischen selbst wieder doppelt ersetzt werden mußte, was ich in Einfalt meines Herzens diesen von den Katholischen vertriebenen armen Leuten mitgeteilt hatte."

Ueber 1000 betrug die Zahl der Ausgewanderten, 429 Personen allein aus dem Tefferegger Thal, die mit Wissen der Obrigkeit ausgewandert waren.

Dazu gesellten sich noch viele heimlich Entwichene, die den ihnen drohenden Verfolgungen und Plackereien auf einmal entgehen wollten. „Was Kinder verlassen für ein Schmerz gewesen," so schreibt Schaitberger bald darauf, „das ist Gott bekannt und christlichen Eltern, die solches erfahren haben. Dennoch danke ich meinem Gott viel tausendmal dafür, daß Er uns aus der päpstlichen Finsternis geführt und zum rechten Licht der evangelischen Wahrheit gebracht hat. Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern Deinem Namen gib Ehre! Amen!" — — —

Sechstes Kapitel.

Schaitberger in Nürnberg.

Wir treffen Schaitberger und seine Frau, Magdalena, die ihm treulich zur Seite gestanden war, in Nürnberg, wo sie beide liebreich aufgenommen wurden. Dort war er als ein abgesagter Feind alles Müßiggangs unter eifrigem Gebet ernstlich darauf bedacht, wie er sich ehrlich ernähren und sein Stück Brot nach Gottes Befehl, im Schweiß seines Angesichtes, essen möchte. Anfangs versuchte er dies mit Holzhauen, hernach vertauschte er dieses Geschäft mit der mühsamen Arbeit des Drahtziehens. Wie aber die liebsten Kinder Gottes niemals ohne Kreuz und Leiden sind, sondern bei ihnen öfters zur Bewährung ihres Glaubens, ihrer Hoffnung und Geduld eine Trübsal der andern, so zu reden, die

Die sterbende Mutter.

Hand bietet, also wurde auch unser Schaitberger von der Hand Gottes in seinem armen Exulantenstand mit einem schweren Kreuz durch die Krankheit und den frühen Heimgang seines geliebten Weibes, und zwar bald nach dem ersten Jahr seines Nürnberger Aufenthalts heimgesucht.

Es war ein heiliger, ergreifender Augenblick, als diese treue Genossin seiner Kämpfe und Leiden mit einemmal auf ihrem Sterbebette sich erhob und den in stummem Schmerz neben ihr sitzenden Gatten zu trösten anhub. „Sei getrost, lieber Mann, und hoffe auf den Herrn!" sprach sie in feierlichem Tone — „Der wird Dich nicht verlassen — Er wird Dich heben und tragen bis ins Alter — Er wird auch unsere heißen Gebete nicht unerhört lassen, die wir für unsere teuren Kinder so oft und viel zum Himmel gesandt haben — und wird sie einst noch zum rechten Glauben führen — damit wir alle eins seien in Ihm — und einst wieder zusammenkommen in der schönen, seligen Ewigkeit. — Ja mir ist's, als ob Du's noch erleben solltest auf dieser armen Erde — daß sie zu Dir kommen mit Freuden — und Dir noch ein Trost und eine Stütze werden im Alter." — Der Verlust seines treuen und frommen Eheweibs war für unsern Schaitberger ein harter Schlag, jedoch hielt er diesen Züchtigungen und Liebesstreichen seines himmlischen Vaters stille und küssete durch eifriges Beten und inbrünstiges Seufzen um die Erhaltung in der Gnade Gottes die Hand, die ihn zwar verwundet, aber auch

wieder heilen konnte. Was damals sein Herz bewegte, hat er gar schön und rührend in den Worten jenes bekanntesten seiner Lieder ausgesprochen:

Allein und doch nicht ganz alleine,
Bin ich in meiner Einsamkeit.
Und wann ich ganz verlassen scheine,
Vertreibt mir Jesus selbst die Zeit,
Ich bin bei Ihm und Er bei mir,
So kommt mir's gar nicht einsam für.

Geh ich zur Welt, man red't von Sachen,
Die nur auf Eitelkeit gericht't,
Da muß ich mich verachten lassen,
Wann ich ein Wort dawider sprich.
Drum will ich lieber ganz allein,
Als bei der Welt Gesellschaft sein. — —

5 Jahre lebte er so als ein betrübter und verlassener Witwer; wie ihn aber Gott niemals verlassen, so half Er ihm auch in diesem allem wieder und führte ihm nach dieser Zeit eine neue Gehilfin in seinen mühseligen Umständen zu. Es gereichte auch diese zweite Ehe dem lieben Schaitberger zu nicht geringem Trost und zur Aufrichtung; nur konnte er sich derselben nicht allzu lange erfreuen, weil es Gott gefiel, nach einem sechsjährigen Ehestand ihm abermal sein Weib von der Seite zu rufen. Nun beharrte er in dem betrübten Witwerstande und nährte sich von seiner sauren Arbeit unter göttlichem Beistand. Und wie er selbst neben seiner Hantierung allezeit an der Betrachtung des göttlichen Wortes sich ergötzte, so suchte er auch seine damals in Salzburg hinterlas-

senen Kinder, Freunde und Landsleute in ihrer Bedrängnis aufzurichten und durch erbauliche Büchlein (Sendschreiben und Lieder enthaltend) zu unverrückter Glaubensstandhaftigkeit zu ermuntern. Er erkannte hierin einen geistlichen, von Gott ihm gewiesenen Beruf. Ja wiederholt, unter den größten Lebensgefahren, machte er von Nürnberg aus Rundreisen durch die Salzburger Thäler, um seine zurückgebliebenen Brüder im Glauben und in der Geduld zu stärken. Als gesegneter Laienprediger wanderte er in der Stille von Ort zu Ort, belehrte viele mündlich und schriftlich über die wichtigsten Glaubenslehren im Gegensatz zu katholischen Irrlehren.

Besonders rührend ist ein Brief, den er aus „Liebe und wohlwollendem Herzen schrieb, seinen Kindern zur Aufmunterung ihres Gewissens und als Zeugnis väterlicher Liebe" — es war 17 Jahre nach seiner Vertreibung:

„Vielgeliebte Kinder!

Aus väterlicher Liebe und sorgfältigem Herzen kann ich nicht unterlassen, Euch zu schreiben, und dadurch zu vernehmen, ob es Euch dem Leibe nach gut ergehe und Ihr beide noch gesund seid, welches mir eine große Freude sein wird. Nur eines wünsche ich von Herzen, daß Ihr auch an der Seele möget gesund sein, und darum bitte ich auch meinen Gott täglich, so oft ich Euer gedenke, welches ich allezeit thue in meinem Gebet. Ihr dürfet nicht denken, daß ich ein

solcher Mann sei, der etwa aus Fürwitz oder Unverstand aus dem Lande gezogen und seine Kinder freiwillig und mit Fleiß im Unglauben hinterlassen habe. O nein! Kein solcher gewissenloser Vater bin ich nicht, das weiß mein Gott; über das wissen es viele Leute zu Salzburg auch, sondern man hat Euch in der Religionsverfolgung mit Gewalt von Eurer Mutter Brust teils hinweggerissen und auch wider unsern Willen zurück behalten. Fürwahr, ich hätte zur selben Zeit mit Jakob billig klagen mögen: ‚Ihr beraubet mich meiner Kinder und meiner Güter!' Es ist ja leicht zu gedenken, was für ein schweres Kreuz und bittere Anfechtung dies sei, wenn man um der Lehre Christi willen Kinder und Güter verlassen und mit dem Rücken ansehen muß. O welch ein harter Gang, wenn es heißt: ‚Behüt dich Gott, du liebes Vaterland, du liebe Stadt, in dir bin ich geboren und erzogen, du hast mich lange Zeit ernähret; nun aber muß ich von dir ausziehen und in die Fremde gehen, der liebe Gott weiß, wohin. Gehabt Euch wohl, liebe Kinder, wir müssen scheiden!' O trauriger und betrübter Gang! allein ich habe gedacht, es ist vielleicht des Herrn Wille, unsern Glauben hiedurch zu probieren, denn ich habe mich allzeit mit diesem Spruche getröstet: ‚Wer verlässet Häuser oder Aecker oder Weib oder Kinder um Meines Namens willen, der wird's hundertfältig wieder nehmen und das ewige Leben ererben.' Matth. 19, 29. Nun will ich schweigen und meinen Mund nicht weiter aufthun; so

halten auch meine Thränen die Feder zurück, allen Jammer recht umständlich zu beschreiben.“ Und nun ermahnt er sie, indem er die Hauptpunkte der evangelischen Lehre näher schildert, doch dem teuern Evangelium treu zu bleiben, und schließt: „Nun, herzliebe Kinder, lasset doch mein sehnlich Flehen und die vielen vergossenen Thränen Eurer seligen Mutter nicht gar umsonst und vergeblich sein. Sehet, ich nehme heute Himmel und Erde über Euch zu Zeugen, daß ich Euch vorgelegt habe Leben und Tod, Himmel und Hölle. Ja ich bezeuge für meinem Gott mit aufrichtigem Herzen, daß ich es recht väterlich mit Euch meine. Wollet Ihr aber meine getreue Vermahnung nicht zu Herzen nehmen, so will ich am jüngsten Tage vor dem Richterstuhle Christi entschuldigt sein, bin auch gewiß, daß Gott Eure Seelen von meiner Hand nicht fordern wird. Unterdessen aber will ich als ein Vater nicht ablassen, die unendliche Barmherzigkeit meines Gottes Tag und Nacht für Euch zu bitten, damit Er Euch mit Seinem heiligen Geist erleuchten und zum rechten Glauben bekehren wolle durch Jesum Christum, unsern Herrn, Amen!

Kann auch ein Vater oder Mutter ihres Kindes vergessen? Jes. 49, 15. Euer dienstwilliger, um Eure Seelen herzlich bekümmerter Vater bis in den Tod, Joseph Schaitberger.“

Siebentes Kapitel.
Schaitbergers Töchter.

Schaitberger hatte allen Grund, um das Schicksal seiner beiden Töchter sehr bekümmert zu sein. Beide, Magdalena und Anna, die eine bei der Auswanderung ihrer Eltern 8, die andere 6 Jahre alt, waren mit Gewalt zur römischen Kirche zurückgeführt, den katholischen Priestern zu besonderer Fürsorge und Unterweisung übergeben und unter steter Beaufsichtigung gehalten worden. Wohl regte sich noch manchmal die schmerzliche Erinnerung an Vater und Mutter, an den evangelischen Glauben, die innige Hausandacht und die feierlichen Gottesdienste in ihren Herzen. Aber mit eiserner Hand herrschte die Macht der römischen Kirche über dem Tefferegger Thale, mehr und mehr schwanden die Kindheitserinnerungen. Die Töchter wurden einer von einem eifrigen Jesuiten geleiteten Schule übergeben, und bald nahmen sie trotz der herzlichen Mahn- und Bittworte ihres in der Ferne weilenden Vaters, der sie auch bei seinen Besuchen vergebens ihrer Schule und strengen Beaufsichtigung zu entreißen versuchte, und mit sich nach Nürnberg nehmen wollte, den katholischen Glauben wieder an, den ihre ganze Umgebung teilte, der ihnen Tag und Nacht überall entgegentrat und durch fanatischen Priestermund eifrigst eingeprägt wurde, und das von Herzen. Darüber ward ihr Vater in Nürnberg gar sehr bekümmert; er ahnte die drohende

Gefahr und konnte sie doch nicht verhindern. Er beschwor sie, aber seine Worte verhallten, und während er durch seine Sendschreiben die Evangelischen im Salzburger Lande befestigte, sie zu einer verborgenen Kirche Christi vereinigte und in all ihrem Leid tröstete, mußte er selbst den härtesten Schlag, der ihn treffen konnte, erleben, daß seine eigenen Kinder dem teuren evangelischen Glauben völlig den Rücken kehrten, und alle Gebräuche der katholischen Kirche wieder annahmen. Das schmerzte ihn gar sehr.

Unterdessen hatte sich die älteste, Magdalena, mit einem katholischen Bergmann, Lorenz Gruber, verheiratet, 2 Kinder, die sie gebar, katholisch taufen lassen, und das Band, das sie noch mit ihrem Vater in Nürnberg seither verbunden hatte, drohte allmählich sich ganz zu lösen. Anna war insgeheim verlobt, ebenfalls mit einem katholischen jungen Manne, Wolfgang Gab, dem Sohne eines reichen, bigotten Katholiken. Aber der Vater desselben hatte aus Furcht vor der Verbindung seines Sohnes mit der Tochter des früheren Anführers der „Ketzer" und auch aus Rücksicht auf ihre Armut dieses Verlöbnis nicht geduldet, und so schien die Sache aussichtslos für beide zu sein. Vergebens bestürmte Wolfgang seinen Vater; derselbe blieb fest. Sie warteten von einem Monat auf den andern, immer vergebens. Anna fühlte sich zuletzt, da ihre Hoffnungen alle vernichtet schienen, krank an Leib und Seele, der Kummer drohte sie aufzuzehren, und mit Schrecken sah

ihre Schwester Magdalena sie täglich bleicher und stiller werden. —

Da trat eines abends, wie Magdalena allein zu Hause war mit ihren beiden kleinen Kindern — Anna hatte eine Freundin besucht und Lorenz Gruber arbeitete noch im Bergwerke — der ihr wohlbekannte Kapuziner Christoph, der sie und ihre Schwester einstens als ihr Lehrer nach der Verbannung ihrer Eltern in der katholischen Glaubenslehre unterrichtet und sie wieder zu dieser Kirche zurückgeführt hatte, in ihre Stube. „Gelobt sei Jesus Christus!" mit diesem unter den Katholiken üblichen Gruße, der von ihnen bei jeder Gelegenheit, in der Kirche, wie beim Kartenspiel, bei der Andacht, wie im Wirtshaus gebraucht wurde und so recht das Unterscheidungszeichen zwischen ihnen und den Evangelischen bildete, die mit diesem Gruße nur von ihren Feinden geneckt und gehöhnt wurden, redete er die junge Frau an. „Was verschafft mir die Ehre Eures werten Besuches, hochwürdiger Herr Pater?" rief Magdalena. „Schon lange habe ich Euch nicht mehr bei mir gesehen." — „Ich würde gerne ein Wörtchen mit Euch reden, liebe Frau. Ich habe jüngst von Wolfgang Gab vernommen, wie innig er Eure Schwester liebe und wie auch sie ihm in aller Liebe zugethan sei; aber da sein Vater, der reiche Bauer Gab, seinen Sohn nicht mit der Tochter eines Ketzers, wie ja leider Euer Vater heute noch ist, verbinden wolle, so habe er jeden Tag weniger Hoffnung, und Eure Schwester gräme sich selbst

so ab, daß sie am Ende einem langsamen Siechtum unterliege. Nun war ich jüngst in Salzburg und habe dort auch mit Pater Felix, dem Hofprediger unseres verehrten Landesherrn, eine Unterredung gehabt. Er sagte mir im Vertrauen: Daß das Gift der lutherischen Ketzerei immer noch, auch nach der Auswanderung jener 1000 Ungläubigen, im Lande fortwuchere; daran sei vor allem Euer Vater schuld, der nicht bloß immer wieder Briefe ins Land sende und die zerstreuten Lutheraner dadurch in ihrer Irrlehre wieder bestärke, sondern auch einigemale verkleidet das Salzburger Land durchzogen habe, um überall zu werben für seine falsche und abgöttische Religion. Wolle man daher dem Uebel, das wie ein Krebs immer noch um sich fresse, steuern, so müsse dasselbe an der Quelle gefaßt werden, und müsse man diese verstopfen. Dies sei nun auf doppeltem Wege möglich, entweder Euren Vater auf irgend eine Weise unschädlich zu machen, oder —" — „Um Gottes willen, das werdet Ihr doch nicht zugeben, ehrwürdiger Herr, daß meinem braven Vater ein Leid geschieht!" rief Magdalena erschrocken aus; „um aller Heiligen willen, habt doch Mitleid mit ihm und mit mir! — Er ist zwar abgefallen von unserer heiligen Kirche, aber sonst so redlich und wacker, und niemand kann ihm ein Verbrechen oder eine Gewaltthat, ja nur ein schlimmes Wort nachsagen." — „Wo es sich um das Heil unserer allein seligmachenden Kirche handelt, liebe Tochter, da dürfen wir vor keinem

Mittel zurückscheuen. Ihr wißt, auf welchem Wege der allerchristlichste König von Frankreich, Ludwig XIV., sein Land gesäubert hat von seinen ketzerischen Unterthanen, und wie mancher da nicht bloß vertrieben, sondern auch eines gewaltsamen Todes schuldig befunden und hingerichtet wurde, indem es sich um die Ehre der Kirche und unserer Mutter Gottes gehandelt hat. Doch ich kenne noch ein Mittel, das ganz friedlich und ebenso wirksam wäre, ja noch erwünschter, als das erstere, zu dem ich selbst nicht gerne raten möchte. Es steht in Eurer Hand, dadurch nicht nur das Leben Eures Vaters und die Gesundheit Eurer Schwester zu retten, sondern, wie ich bereits aus einer Unterredung mit dem alten Gab vernommen habe, auch das Lebensglück Eurer Schwester zu begründen und ihr zur ersehnten Ehe mit ihrem Bräutigam zu verhelfen." — „O sagt es mir!" rief in höchster Spannung Magdalena aus, „und ich schwöre Euch, wenn es in meiner Macht liegt und kein Unrecht damit verbunden ist, alles zu thun, was in meinen Kräften steht, um Eure Wünsche zu befriedigen." — „So will ich Euch das Mittel nennen; es ist kurz und einfach dieses: Ihr reiset selbst hin nach Nürnberg, besuchet dort Euren Vater, und bringt ihn durch die Macht Eurer Liebe und die Festigkeit Eures Glaubens selber dahin, daß er wieder zu der Kirche zurückkehrt, von der er und seine Eltern und Voreltern freventlich abgefallen sind." Schweigend erwartete der Kapuziner die Wirkung seiner Worte

— Magdalena aber hatte mit beiden Händen ihr Haupt gestützt und weinte bitterlich. „Wie werde ich das vermögen, ich schwache, unerfahrene Frau, wie kann ich meinen Vater, der mit solchem Heldenmut ein Märtyrer seines Glaubens geworden ist, der mit solcher Treue ihm anhängt und dessen Name im ganzen evangelischen Deutschland so mit Ehren genannt wird, zu solch einem Schritte vermögen?“ — „Liebes Kind, nicht auf einmal kommt der Stein ins Rollen, nicht mit einem Schlage stürzt die gewaltige Eiche, aber der immer wieder fallende Tropfen höhlt doch den Stein zuletzt aus, und von dem wiederholten Schlage der Axt stürzt der stattlichste Baum. Also nur mutig ans Werk und die große That vollbracht, die ja Euer aller irdisches und ewiges Heil und reichen Lohn in Aussicht stellt.“ — „Aber was wird mein Mann dazu sagen, und meine lieben kleinen Kinder! Die soll ich verlassen, wer weiß, auf wie lange?“ rief Magdalena immer noch schwankend aus. — „Die Gesinnung Eures Mannes kenne ich und habe ich schon heute morgen, ehe er an seine Tagesarbeit ging, darüber mit ihm gesprochen,“ sagte der Vater. „Er wollte lange nicht seine Zustimmung geben, da rief ich ihm zu: ‚Sollen denn die lutherischen Ketzer für ihren Glauben mehr Treue und Aufopferung beweisen, als wir? Sie haben ihre Kinder auf Nimmerwiedersehen mit blutendem Herzen hier zurückgelassen und haben's fast alle, wenn auch mit schwerem Kampfe, vollbracht, und Ihr wollt nicht

einmal auf kurze Zeit, vielleicht nur auf Jahresfrist, Euer Weib zum gottseligen Werke von Euch lassen, damit sie für unsere heilige Kirche großen Nutzen schaffe?' Auch habe ich ihm noch in Aussicht stellen können, wenn Euch diese gute That gelinge, so solle er die nächste erledigte Stelle eines Aufsehers im Bergwerk erhalten, die Euch vor allen Nahrungssorgen schützen wird. Also um Gottes willen, um unserer allein seligmachenden Kirche willen, um Eurer Schwester willen, um Euretwillen, ja um des Seelenheiles Eures Vaters selbst willen weigert Euch nicht mehr, meine Tochter!'"

Da rief Magdalena aus: „So will ich es denn in Gottes Namen versuchen, ob es mir gelinge, so schwer es für mich sein wird." — „Brav, meine liebe Tochter, Ihr habt mir große Freude damit bereitet," sprach der Kapuziner. „Da habt Ihr das Reisegeld, das Ihr für Eure Hin- und Herreise brauchet, auch noch etwas mehr, um Euren armen Vater, der sich, wie ich höre, kümmerlich von seiner Hände Arbeit nährt, zu unterstützen." Er legte einen Beutel mit Goldstücken auf den Tisch, gab Magdalena seinen priesterlichen Segen auf die Reise, die sie schon in 8 Tagen antreten sollte, und ging frohlockend von dannen. „Das wäre ein Hauptspaß, wenn das gelänge!" sagte er bei sich selbst im Weggehen; „ist der alte Ketzer noch zu bekehren, so kann dies allein sein eigen Fleisch und Blut vollbringen, und wir haben dann triumphiert, und die andern gleichen dann einer

geschlagenen Armee, die ohne Führer allmählich zu Grunde geht."

Eine Woche später sah man eine junge, kräftige Frau mit einem Reisepasse und einem Empfehlungsschreiben des Pater Felix, das ihr alle Thore und Thüren öffnete, in der Hand die Salzburger Alpen eilenden Fußes durchschreiten. Es war die schöne Sommerzeit angebrochen, die Wege und Pässe waren alle wohl gangbar, und munteren Schrittes wanderte sie aus dem Tefferegger Thal ins Pongau, nach Werfen und St. Johann. Auf der Paßhöhe angelangt schaute sie noch einmal zurück auf ihr schönes Land, und ein tiefer Seufzer entquoll ihrer Brust. — „O mein teurer Mann, meine armen Kinder, wann werde ich euch wieder sehen?" so rief Magdalena aus — denn sie war es. — Im Dorfe Schwarzach rastete sie, an demselben Tische, wo einst ihr Vater und ihre Mutter auf ihrer Flucht zur Weiterreise sich gestärkt hatten.

Von da ging sie weiter nach Hallein und Salzburg. Da tauchten gewaltig alle ihre Kindheitserinnerungen in ihr auf, wie hier ihr Vater als furchtloser Märtyrer seines Glaubens im tiefsten Kerker geschmachtet und solch rühmlich Zeugnis abgelegt hatte. Wie höhnisch schauten sie die hohen Felsen, die dunklen Gewölbe, das stolze Schloß an, an dem sie vorbeischritt. Wie oft und ergreifend hatte ihnen der Vater nicht davon erzählt, als sie mit der nun längst dahingeschiedenen Mutter nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft

Die Stadt Augsburg.

und der kleinen Schwester im traulichen Stübchen beisammen saß — bittere Thränen entquollen ihren Augen, und immer und immer wieder schaute sie empor zu jener stolzen Veste, die einstens in der Reformationszeit die mutigen evangelischen Bergknappen Salzburgs regelrecht belagert hatten, um den trotzigen Erzbischof Matthäus Lang daraus zu vertreiben, und die sie gewiß erobert hätten, wenn nicht der schwäbische Bund mit seiner Kriegsmacht dem bedrängten Fürsten zu Hilfe gekommen wäre. Aber weiter ging ihr Lauf ins Baierland hinein, nach Traunstein, am lieblichen Chiemsee vorüber, in die stattliche Hauptstadt München und von da nach Augsburg. Nicht selten war sie unterwegs mit Protestanten zusammengetroffen, die ihres Vaters „Sendbrief" besaßen und von Schaitberger mit der größten Verehrung sprachen.

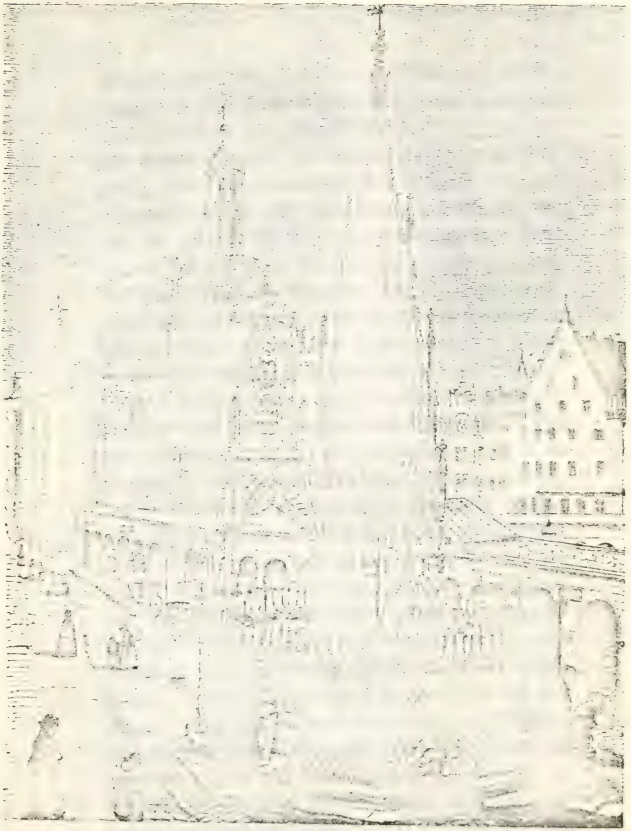
In Augsburg aber fand sie in der Herberge, wo sie übernachtete, ein Bild, darauf waren die Leiden der Salzburger Exulanten abgemalt und das berühmte Exulantenlied ihres Vaters dabei geschrieben. Er selbst, im Kostüm des Bergknappen dabei abgebildet, wie er vor seinen Richtern in Hallein sich kühn verantwortete und wie er im Turme von Hohensalzburg mit seinem Leidensgenossen sich aus der heiligen Schrift erbaute. Auf einem andern Bilde sah sie die armen Vertriebenen über die schneebedeckten Alpenpässe gehen und sah, wie evangelische Bewohner ihnen mitleidig Nahrung und Kleidung spendeten. Und als sie das

Tischchen in ihrem Schlafzimmer betrachtete, da sah sie ein Buch darauf liegen. Hastig ergriff sie es, eine besonders bezeichnete Stelle fiel ihr ins Auge, sie las die Worte Matth. 10, 21 u. 22: „Es wird aber ein Bruder den andern zum Tode überantworten und der Vater den Sohn und die Kinder werden sich empören wider ihre Eltern und ihnen zum Tode helfen. Und ihr müsset gehaßt werden von jedermann um meines Namens willen. Wer aber bis ans Ende beharrt, der wird selig." Da fiel sie, von den übermächtigen Gefühlen, die sie übermannten und die alle die frommen Kindheitserinnerungen, die heiße Sehnsucht nach dem teuern Gotteswort und nach dem geliebten Vater in ihr wachriefen, überwältigt auf die Kniee nieder, und rief laut weinend aus: „Herr, hilf mir! Du bist mir zu stark geworden, und ich will nur hin, um meinen Vater wieder zu sehen und mich aus seinem Munde als seine Tochter dem Geiste, nicht bloß dem Fleische nach, zu trösten und zu erquicken!" Dann nahm sie die heilige Schrift zur Hand; kein Schlaf kam in jener Nacht in ihr Auge, sie las und las, wie Nägel drangen die Worte der heiligen Schrift ihr ins Herz hinein, wie Schwerter durchbohrten sie ihre Seele; und als der Morgen graute, da war es auch wie Schuppen von ihren Augen gefallen, da hatte sie das Evangelium Matthäi durchgelesen, und mit den Abschiedsworten des Herrn: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker und

taufet sie auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe. Und siehe, Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende", damit war auch eine neue Erkenntnis, ein neuer Friede, eine neue Kraft und ein neuer, großer Entschluß in ihr Herz eingekehrt. —

Es war wenige Tage nach diesem Ereignis, da kam an das Thor der berühmten Reichsstadt Nürnberg eine in die malerische Salzburger Landestracht gekleidete junge Frau, unsere Magdalena. Das Thor war bereits verschlossen, und wie der Thorwart öffnete und sie nach ihrem Begehren fragte, erwiderte sie: „Könnet Ihr mir, lieber Mann, nicht sagen, ob hier in dieser großen Stadt ein gewisser Schaitberger, ein vertriebener Evangelischer, noch lebt, und wo er wohnt?" — „Freilich kann ich das, liebe Frau! Ihr seid ja gewiß auch aus dem Salzburgischen, Eurer Tracht nach zu schließen," rief der Pförtner, ein alter Mann mit grauen Haaren und ehrwürdigem Gesichte aus. „Ist doch der alte Joseph Schaitberger mein bester Freund und kommen wir fast täglich bei ihm in seinem Hause zusammen, um uns miteinander zu besprechen und zu erbauen. Mein Weib soll Euch gleich den Weg dahin weisen." Er rief seiner Frau, die gerne dieser Aufforderung folgte, und bald kamen sie durch verschiedene Gassen und Gäßchen hindurch an ein kleines Häuschen.

Hier verabschiedete sich die Frau, und klopfenden



Der Marktplatz zu Nürnberg.

Herzens wollte Magdalena die Thüre leise öffnen, da hörte sie eine ihr wohlbekannte Stimme in heißem, innigem Gebete den himmlischen Vater anflehen für alle Seine Jünger, für Seine teure evangelische Kirche, insbesondere auch für seine lieben Salzburger Glaubensgenossen und seine leibeigenen Kinder, damit auch sie noch auf den Weg des Friedens geführt werden und das ewige Leben mögen haben; ja auch für seine Feinde und Verfolger betete er mit starker, eindringender Stimme — da konnte sich Magdalena nimmer länger halten; mit lautem Aufschrei stürzte sie zur Thüre herein und warf sich mit den Worten: „Mein Vater, mein herzenslieber Vater!“ ihm um den Hals, weinend und schluchzend. Der alte Mann wußte nicht, wie ihm geschah, bis er in der stattlich herangewachsenen Frau sein eigenes Kind, das er 8 Jahre alt einst zurückgelassen hatte, wieder erkannt und aus ihrem Mund ihre heiße, neu erwachte Liebe zu ihm immer und immer wieder vernommen hatte. Da kniete er, von Dank und Rührung ergriffen, auf den Boden und dankte zuerst Gott, daß Er ihm seinen heißesten Wunsch, eines seiner Kinder noch einmal zu sehen, so herrlich habe in Erfüllung gehen lassen. Darauf küßte er seine Tochter, und nun gab es ein seliges Fragen und Antworten, und Magdalena erzählte dem Vater alles, was ihre Seele bewegt und wie sie den Entschluß gefaßt habe, ihn zu bekehren, wie ihr aber der Herr selber zu mächtig gewesen, und schon der Gang zu ihm hin unter der ste-

ten Leitung des heiligen Geistes das Mittel zu ihrer eigenen Bekehrung geworden sei. „Und nun, lieber Vater, bleibe ich bei Dir und verlasse Dich nimmermehr; dem Worte meines Heilands getreu, lasse auch ich Mann und Kinder zurück, um Ihm zu dienen und Dich im Alter zu pflegen. Ich gelobe es Dir, und Gottes Kraft sei in meiner Schwachheit mächtig." Da küßte sie ihr Vater wiederholt und rief aus: „Ja, der Herr hat Großes an mir gethan, des bin ich fröhlich, und sollte bald mein Stündlein kommen, so bin ich gerne bereit; denn nun habe ich doch wieder meine Magdalena, meine liebe Tochter, die Stütze meines Alters, die Freude meines Herzens. Ja, Gott hat alles wohl bedacht und alles, alles recht gemacht, Gebt unsrem Gott die Ehre."

Und Magdalena blieb fortan bei ihrem Vater. Vergebens wartete Pater Felix und der Kapuziner auf ihre Rückkehr. Ihrem Manne schrieb sie alles, was der Herr an ihr gethan und wie Er sie so geführt habe, daß sie nicht mehr in ihr Land zurückkehren könne. Tausendmal bitte sie ihn um Verzeihung dafür, aber des Herzens innere Stimme sage ihr, hier, bei ihrem armen, verlassenen Vater müsse sie leben und sterben. An ihren Kindern möge, das bitte sie um Gottes willen, ihre Schwester Anna Mutterstelle versehen. „Ach, daß Du selber, herzliebster Mann, mit unsern Kindern kommen wolltest, um mit mir teilzunehmen an dem seligen Frieden, den ich im evangelischen Glauben gefunden habe!"

so klang es am Schluß noch wie heißes Flehen aus ihrem Briefe heraus — Schwester Anna erfüllte, da ja doch das Band ihrer Verlobung sich nun lösen mußte, von Herzen gerne die Bitte ihrer Schwester und pflegte die Kinder so treu und sorgfältig, als ob es ihre eigenen Kinder gewesen wären. Magdalena dagegen ergab sich in ihrer neuen Heimat nun ganz der Pflege ihres Vaters, der immer noch geistesfrisch, doch allmählich von Jahr zu Jahr die körperliche Kraft verlor und zu der schweren Arbeit des Drahtziehens zuletzt nicht mehr fähig war. Da verlieh ihm der Magistrat von Nürnberg aus Mitleid mit seiner Lage eine Pfründe im Hospital zum Karthäuserkloster und damit einen ehrenhaften, sorgenfreien Lebensabend. Seine Tochter Magdalena durfte bei ihm bleiben und wuchs unter seiner geistigen Führung und mitten in einer evangelischen Umgebung immer tiefer in die evangelische Erkenntnis hinein.

Achtes Kapitel.

Der Salzbund und die Verfolgung.

So kam allmählich das Jahr 1731 heran. Da brachte sie eines Abends ihrem alten Vater, der das 71. Lebensjahr erreicht hatte, das Zeitungsblättchen und las ihm daraus die neuen Nachrichten aus ihrem Vaterlande vor, und da kam folgende neue Kunde: „Am 5. August haben sich 300 evangelische Bauern im Marktflecken Schwarzach versammelt. Um

einen runden Tisch, auf dem ein Salzfaß gestellt war, saßen die Aeltesten der Gemeinden. Einen weiteren Kreis um sie her bildeten die Uebrigen. Einer von ihnen forderte nun feierlich auf zur Schließung eines Bundes der Treue im evangelischen Glauben auf Leben und Tod. Da traten sie alle, Mann für Mann herzu, die Schwör-Finger in das Salz tauchend und führten es zum Munde und schwuren mit zum Himmel erhobener Rechten, bis in den Tod am evangelischen Glauben festzuhalten. Und solches thaten sie, wie es 2. Chron. 13, 5. geschrieben stehet, wie Jehovah mit David und seinen Söhnen einen ‚Salzbund' schloß. Darauf knieten sie nieder zum Gebet und befahlen die Sache ihres Glaubensbundes dem Herrn." Noch heute sieht man dort 6 Bauern um einen Tisch sitzend, unten 2 Knaben, vor jenen, wie vor diesen eine Schüssel mit Salz abgebildet. Auf dem Tische aber ist ein Buch mit der Inschrift: Dilexerunt tenebras magis, quam lucem, d. h. „sie liebten die Finsternis mehr als das Licht, Joh. 3, 19", und herum im Halbkreis steht: „Das ist der nämliche Tisch, worauf die lutherischen Bauern Salz geleckt haben."

„Habt Ihr's gehört, lieber Vater?" sprach Magdalena in freudiger Erregung. „Jetzt geht die Saat des Evangeliums, die Ihr einstens gepflanzt habt, wieder von neuem auf!" — „Ja, Gott sei Dank," rief der alte Schaitberger, „der Herr verleihe unsern lieben Glaubensgenossen die rechte Stand-

haftigkeit in all dem Leiden, das über sie kommen wird. Denn ich habe gehört, der jetzige Erzbischof, Leopold Anton, Graf von Firmian, der seit 1727 im Lande regiert, sei noch grausamer gegen die Evangelischen, als es einst Maximilian Gandolf gegen uns gewesen ist. Die Jesuiten beherrschen ihn ganz und gar, und er soll jüngst bei einem Gastmahle durch einen Schwur es bekräftigt haben, er wolle die Ketzer aus dem Lande haben, und sollten auch Dornen und Disteln auf den Aeckern wachsen. So hat auch er wieder die Bibeln und die Erbauungsschriften, die man bei unsern Brüdern vorfand, verbrennen und sie selbst als gefährliche Aufrührer und Empörer in seiner hohen Veste Salzburg, wo ich einstens geschmachtet habe, und auf dem Schloß in Werfen in Ketten legen lassen. Andern hat er unerschwingliche, harte Geldstrafen aufgelegt, ihnen die Arbeit in den Bergwerken, den Marmorbrüchen und Wäldern verboten, ihnen rohe Soldaten in die Häuser geschickt, ja 3 Regimenter Dragoner von auswärts kommen lassen, und sie in die verschiedenen Orte den Evangelischen als Einquartierung gelegt. Sein Kanzler Kall, der verschmitzte und unbarmherzige Mann, hetzt den Erzbischof immer von neuem zu den härtesten Maßregeln. Auf allen Seiten kriechen die Unglücklichen, als wären sie Verbrecher, über unwegsame Gebirge und menschenleere Schluchten, um der furchtbaren Verfolgung zu entgehen. Einem ließ er den linken Fuß an den Block schmieden, daß er mit Wunden und Eiter

sich bedeckte. Das Gefühl des Elends, so schreibt man mir, sei zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen, und dennoch, so gerne der Erzbischof sie durch die Verzweiflung zu Rebellen gemacht hätte, um sie dann vollends vernichten zu können, so haben sie ihre unmenschlichen Leiden doch mit bewundernswerter Geduld bis jetzt getragen. Gott der Herr wolle sie auch fernerhin stärken!"

Eines Tages klopfte der Postbote an die Thüre und überbrachte eine neue Zeitung, die unserem Schaitberger aus dem Salzburger Lande Bericht abstattete. Magdalena las sie ihrem Vater, dessen Augen anfingen dunkel zu werden, mit gespanntester Aufmerksamkeit. Sie vernahmen daraus mit Schmerzen, wie die Verfolgung noch härter geworden sei. Man hatte sich wieder einer List bedient und in 3 Tagen sich alle Protestanten einschreiben lassen. Aber welch ein Schrecken bei dem Fürstbischof Firmian und seinen Räten, daß jetzt 20678 auf einmal ihren Austritt aus der römischen Kirche erklärten! — „Großer Gott," rief da Schaitberger aus, „welche große Zahl hast Du Dir nicht auserwählt aus unserem Volke! wie ist doch Dein teures Wort trotz aller Verfolgung überall hingedrungen und hat gläubige Aufnahme gefunden!"

Die 3 östreichischen Reiter-Regimenter, welche ins Land gezogen waren, besetzten nun alle Schlupfwinkel, nahmen von den Häusern der Protestanten Besitz und zehrten den mühevollen Erwerb des Land-

manns auf. Aus wohlhabenden Leuten wurden arme Bettler. Immer härter wurde die Verfolgung. Gebrechliche wurden aus den Betten gerissen; in den grauenvollen Gefängnissen zu Salzburg wurden die Unglücklichen zusammengeschmiedet, in die Enge der Mauern eingepreßt, Körper lagen auf Körpern. Ein Weib am Schüppelhof kroch, um ihre Ehre zu retten, vor den ihr nachspürenden Soldaten in einen glühenden Backofen — und verbrannte dort. Zuletzt weigerten sich selbst die Protestanten unter den Soldaten des Regimentes Prinz Eugen, solche Gewaltthaten gegen ihre unglücklichen Glaubensgenossen weiter auszuüben, ja sie teilten das geraubte Gut wieder mit ihnen und erbauten sich an ihren Andachten, so daß der Fürstbischof das betreffende Regiment, als es gegen ihn und seine Befehle immer widerspenstiger wurde, zuletzt aus seinem Lande abberufen und durch ein bigott katholisches ersetzen lassen mußte. Da beschlossen die Evangelischen, eine Gesandtschaft an den Kaiser nach Wien zu schicken. Aber die 21 Abgeordnete wurden wegen Mangels an Pässen und wegen einer solchen Empörung, wie es genannt wurde, festgehalten und nach Salzburg zurückgebracht, wo sie als Aufrührer eine grausame Behandlung erfuhren. Vergeblich hatten die evangelischen Gesandten beim Reichstag in Regensburg gegen die ungerechte Behandlung der Salzburgischen Protestanten bei dem Gesandten des Fürstbischofs Vorstellungen gemacht. Vom Kaiser war ohnehin keine Hilfe zu erwarten.

Da wandten sich die evangelischen Gesandten an ihre Fürsten mit der Bitte um deren Vermittlung. Unter diesen war es der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I., der sofort mit regem Glaubenseifer für die Sache der Bedrückten eintrat, indem er seinem Gesandten, dem Freiherrn v. Dankelmann, in einem Befehl vom 23. Oktober 1731 aufgab, in Gemeinschaft mit den übrigen Gesandten dem Salzburger Fürstbischof mit Gegenmaßregeln gegen die katholischen Unterthanen in den evangelischen Ländern zu drohen. Umsonst!

Neuntes Kapitel.

Die kaiserlichen Dragoner.

Als die Kunde von dem Salzbunde, den die Lutheraner am 5. August 1731 geschlossen hatten, an den erzbischöflichen Hof kam, fing man dort an, sich zu fürchten, obgleich kein Grund zu irgend einer Furcht vorhanden war. Denn der Bund wurde nicht geschlossen, um gegen den rechtmäßigen Landesherrn zu rebellieren, sondern nur um das zu erlangen, was gemäß dem westfälischen Frieden Rechtens war. Zunächst ließ der Erzbischof die Grenze und alle Pässe besetzen; dann schickte er Soldaten ab, um alle Häupter des Bundes gefangen nehmen zu lassen. Die Nachricht hiervon verbreitete sich schnell, und Angst und Schrecken erfüllte die Thäler. Die Lutheraner scharten sich daher in großer Anzahl zusammen

und sammelten sich, zum Teil mit Waffen versehen, auf den Höhen. Da zogen die katholischen Söldner heran und forderten die Auslieferung der Häuptlinge und Wortführer. Das war ein Augenblick von großer Entscheidung, wo es nahe daran war, daß das schöne Salzburger Land im grimmigen Bruderkampfe von dem Blute seiner eignen Kinder getränkt wurde. Denn beide Teile standen sich mit den Waffen in der Hand gegenüber, und es fehlte in den Reihen der Evangelischen nicht an etlichen Heißspornen und Hitzköpfen, die gar gern, wie einst der stürmische Petrus, mit dem Schwerte darein geschlagen hätten und zum bewaffneten Widerstande rieten. Aber die Weisheit der Gottesfürchtigen siegte über die auflodernde Leidenschaft. Sie wollten ihre reine Sache nicht durch Blut beflecken, sondern hielten dafür, daß in dem guten Kampfe des Glaubens die einzige Waffe, von deren Gebrauch ein wahrer, dauernder Sieg und Segen erwartet werden könne, allein das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, ein geduldiges Gottvertrauen und Beharrlichkeit im Gebete sei. Auf ihr Zuraten öffneten sich demnach schweigend die Reihen, und die Häupter des Bundes überlieferten sich selbst in die Hände ihrer Häscher.

Wiewohl die Lutheraner hiedurch nun thatsächlich bewiesen hatten, daß sie jede Selbsthilfe verschmähten und ihre Unterthanentreue nicht brechen wollten, so ließ dennoch der Erzbischof im ganzen Lande aus-

posaunen, es sei auf Seiten der lutherischen Ketzer eine Verschwörung ausgebrochen, die nichts Geringeres im Schilde führe, als alle Katholiken im Salzburg'schen zu erwürgen. Im eigenen Lande fand er damit nun freilich keinen Glauben. Er suchte sich aber dafür zu entschädigen dadurch, daß er Eilboten an den Kaiser Karl VI. abordnete, die Schwarzacher Versammlung als eine Verschwörung darstellte und die Verbündeten als treubrüchige Rebellen schilderte, die mit Feuer, Raub und Mord drohten und darnach trachteten, einen Aufstand im ganzen deutschen Reiche anzublasen, und schließlich um die schleunigste Zusendung von Hilfstruppen bat.

An des Erzbischofs Behauptungen war kein wahres Wort, aber sie zeigen uns, daß es dem Kanzler nur zu gut gelang, die Lutheraner in den Augen der Welt zu Rebellen zu stempeln.

Die Lage derselben wurde immer bänglicher; wohl wußten sie, daß zwei Abgesandte nach Berlin zu dem König von Preußen gereist waren, aber welche Antwort sie von dem Könige bringen würden, ob sich ihnen ein Land öffne, wußten sie nicht. Dennoch ließen sie nicht von ihrem Glauben und achteten kein Verbot der Obrigkeit, die ihnen ihre Versammlungen untersagte. Ja, nur offener und zahlreicher hielten sie ihre Gottesdienste, zu welchen sie mit Trommeln oder Schüssen einander das Zeichen gaben.

Das währte bis in den September 1731. Jetzt erst war der Erzbischof der kaiserlichen Hilfstruppen

ſicher; und als dieſe nun im Anmarſch waren gegen das unglückliche Land, hielt der Biſchof ſeine Soldaten nicht mehr zurück, ließen die Pfleger ihre Schergen gegen die Lutheraner los. Und zwar geſchah dies vielleicht in der Hoffnung, daß die Lutheraner ſich den wenigen biſchöflichen Soldaten widerſetzen und ſo wirklich zu einer Rebellion gebracht werden könnten, die dann von den im Anzug befindlichen kaiſerlichen Truppen raſch unterdrückt worden wäre.

Alle Päſſe wurden beſetzt, ſo daß keiner aus dem Lande entrinnen konnte; ja nicht einmal von einem Amt in das andre durfte einer ohne einen Paſſierſchein, in welchem bezeugt war, daß er gut katholiſch ſei. Gegen Ende September drangen die Soldaten und Gerichtsdiener nachts in die Häuſer der Lutheraner ein, riſſen ſie aus den Betten und banden ſie, ohne daß ihnen nur geſtattet worden wäre, ihre Kleider anzuziehen. Dann warf man ſie auf Wagen, oder band ſie an Pferde, zog ihnen die Kappen über die Köpfe, daß ſie nichts ſahen, und ſchnürte ihnen die Hälſe dermaßen mit Stricken zu, daß ſie faſt erſtickten. Ueber 70 Perſonen wurden ſo zuſammengebracht und in die Gerichtsgefängniſſe geworfen, wo man ſie jämmerlich prügelte und etwa ſpöttiſch dabei fragte: Ob die ketzeriſchen Proteſtanten, der Brandenburger, der Schwede, der Holländer ihnen nicht bald zu Hilfe kommen und ſie aus den Gefängniſſen erretten würden.

Kaum war dieſe erſte Gewaltthat geſchehen, ſo

rückten die kaiserlichen Truppen im Salzburgischen ein. Das Dorf Werfen allein erhielt 500 Mann, welche in die Häuser der Protestanten gelegt wurden, während die Katholischen von jeder Einquartierung verschont blieben. Alles, was die Soldaten brauchten, mußten die Lutheraner liefern. Wie diese Soldaten hausten, läßt sich denken, zumal da ihnen alles erlaubt wurde, was sie gegen die Lutheraner verüben wollten. Sie zehrten alles auf, was in Kisten und Kasten war, nahmen Geld und Kostbarkeiten, quälten die Lutherischen Tag und Nacht ohne Aufhören und fluchten und drohten — umsonst, die Lutherischen ließen alles geschehen und duldeten still weiter. Während sie so von den Soldaten gequält wurden, ließen ihnen auch Pfarrer und Pfleger keine Ruhe. Zu jeder Stunde des Tages und der Nacht drangen sie in die Häuser und hielten Haussuchung nach evangelischen Büchern. Wehe dem, welcher ein solches Buch besaß: Er wurde ins Gefängnis geworfen und mußte bis zu 100 Gulden Strafe zahlen. Die gefundenen Bücher wurden zerschnitten, zerhackt und verbrannt, ja, ein Dechant soll sich einen eignen Ofen haben fertigen lassen, um die gottlosen Bücher so schnell als möglich vertilgen zu können.

Als so gegen die Lutherischen gewütet wurde, spürten selbst einige kaiserliche Soldaten Erbarmen mit den armen Leuten.

Als nun die Bedrückung der Lutherischen immer größer wurde, suchten sie bei dem Kaiser selbst ihr

Recht. In einer langen Bittschrift stellten sie ihm ihre Bedrückung vor, betonten nachdrücklich, wie wenig man ihnen die Vergünstigungen des westfälischen Friedens zu teil werden lasse, verwahrten sich gegen alle falschen Beschuldigungen, die man gegen sie beim Kaiser vorgebracht habe, und baten, daß eine aus beiden Konfessionen gemischte Kommission ihre Sache untersuche. Die Bittschrift ging ab, aber die Antwort des Kaisers traf erst ein, als der Erzbischof von Salzburg schon den Hauptschlag gethan hatte; ebenso auch die Antwort aus Berlin.

Den beiden wackern und entschlossenen Männern, Peter Heldensteiner und Nikolaus Forstreuter, welche die Genossen des Salzbundes gedachtermaßen abgeordnet hatten, war es nämlich gelungen, allen Nachstellungen sich zu entziehen, durch die Grenzposten sich unbemerkt durchzuschleichen und glücklich nach Berlin zu kommen, um den König um seine Hilfe für ihre Glaubensbrüder anzuflehen. Anfänglich hatte der König sie zwar mit Mißtrauen empfangen, weil ihre Feinde überall die schrecklichsten Dinge gegen sie ausgestreut hatten. Der König ließ sie also erst durch die Konsistorialräte und Pröpste Roloff und Reinbeck scharf aufs Korn nehmen. Als diese aber ihre Lehre der Augsburg'schen Konfession vollkommen entsprechend befunden hatten, da lenkte Gott des Königs Herz, daß er sich entschloß, der widerrechtlich verfolgten Salzburger nach besten Kräften sich anzunehmen. Er verhieß ihnen demnach sei-

nen königlichen Beistand und für den Fall, daß sie aus ihrem Vaterlande vertrieben würden oder freiwillig auszuwandern gedächten, sie alle, wenngleich auch ihrer etliche Tausend kommen würden, als Unterthanen aufzunehmen.

Zugleich ließ er ihnen eine Summe Geldes zur Rückreise übergeben, und frohen Mutes und mit der Versicherung, daß sie nun alles gern tragen wollen, da sie wüßten, wohin sie wandern dürften, traten sie den Rückweg an. Doch als sie in die Nähe ihrer Heimat kamen, trafen sie schon auf ganze Scharen ihrer fliehenden Glaubensgenossen.

Der Bischof nämlich hatte befohlen, die in den Gefängnissen befindlichen Salzburger nach Salzburg zu bringen, um dort das Werk der Bekehrung an ihnen zu versuchen. Als sie im Oktober unter dem Geläute der Glocken dort einzogen, wurden sie von Schmähreden der Einwohner empfangen, Rebellen, Ketzer, ärger als Juden, Türken und Heiden genannt, geschlagen und bespieen — sie trugen alles geduldig und ließen sich ohne Murren in die tiefsten Gefängnisse legen. Dort sollten sie mürbe werden, bis man mit den Verhören begann, in welchen man einerseits herausbringen wollte, daß sie Rebellen seien, anderseits sie zum alten Glauben zurückzuführen versuchte.

Andreas Gapp wurde fünfzehn Wochen bei der ärmlichsten Kost im elendesten Kerker gehalten. Tagelang bekam er gar nichts zu essen, so daß er bat, man möge ihm nur geben, was man den Hunden und

Schweinen reiche. Nun glaubte man ihn weich genug zu haben und brachte ihn ins Verhör. Da setzte ihm ein Geistlicher hart zu und erklärte ihm, er werde hingerichtet, wenn er nicht seinen Glauben abschwöre. „In Gottes Namen," antwortete Gapp, „denn ich weiß, daß ich um der Ehre Gottes und der reinen Lehre des Evangeliums willen sterbe und also ganz gewiß selig werde."

Der Priester wandte alle Mittel an, ihn zu bekehren, und als alles umsonst war, rief er: So möge Gapp zum Teufel fahren, er habe sein Gewissen gerettet. In einem andern Verhör versprach man ihm, daß ihm jeder Schwur erlassen werde, er brauche auch sich nicht zur katholischen Lehre zu bekennen, nur solle er nicht mehr widersprechen! Aber Gapp blieb fest. Endlich verfiel der Stadtsyndikus gar auf einen merkwürdigen Beweis für die Richtigkeit der katholischen Lehre. Er nahm ein Kruzifix, trat mit demselben an ein Fenster und sagte, indem er die Hand darauf legte: Er beschwöre hiermit den lebendigen Gott Himmels und der Erde, daß, wenn die katholische Religion nicht die wahre sei, der Teufel kommen, ihn aus dem Fenster holen und in Stücke zerreißen solle. Als dies nicht geschah, wandte er sich zu dem Gefangenen und sagte: „Seht Ihr nun, daß unsre Religion die wahre ist? Ich habe die Probe gemacht."

Aber Gapp antwortete: „Mit dem Teufel habe ich nichts zu thun. Und ob er an Euch etwas zu suchen

hat, weiß ich nicht. Eins weiß ich, daß ich meinen Glauben zu beweisen und zu rechtfertigen dergleichen Proben nicht bedarf, sondern denselben aus der heiligen Schrift beweisen kann.“ Da wurde er wieder in den Kerker geworfen und erst nach langer Haft des Landes verwiesen. Als alle andern Evangelischen ebenfalls fest blieben, versuchte man sie durch allerlei Blendwerk zu schrecken. Maschinen wurden in Manns- und Weibskleider gesteckt und Gliederpuppen gemacht und der Scharfrichter herbeigeholt. Diesem rief der Festungskommandant mit lauter Stimme zu, so daß die Gefangenen in dem Kerker es hören mußten: „Nun sollt ihr mir einem von den ketzerischen Hunden den Kopf abschlagen, und ihn hierauf vierteilen. Und morgen und übermorgen werden noch schärfere Exekutionen vorgenommen.“ Bald darauf fragte er den Scharfrichter: „Wie ist die Exekution abgelaufen?“ „Alles sehr gut!“ antwortete der Scharfrichter. Dann kam der Kerkermeister zu den Gefangenen hinunter und erzählte ihnen, was für scharfe Exekutionen vorgegangen seien und daß sie alle ein gleiches Schicksal treffen werde. Andre sahen durch die Löcher ihres Kerkers auf einer nahen Anhöhe eine Person auf das Rad geflochten und hörten die Wachen sagen: „Der kann auch nicht in Frieden hinfahren; der hat sich zu spät bekehrt,“ oder sie mußten jeden Morgen die Klage des Totengräbers anhören, daß er jetzt nicht Gräber genug für die Ketzer machen könne — alles lauter Blendwerk, denn

der Erzbischof wagte nicht, irgend einem an das Leben zu gehen.

Mit ähnlichen Schreckmitteln wie in der Hauptstadt suchten auch die Pfleger und Geistlichen der einzelnen Gerichte zu wirken, und die entmenschte Horde der Soldaten war ein gefügiges Werkzeug zu jeder Art von Qualen. Wo es mit Drohungen und Verheißungen nicht ging, da nahm man seine Zuflucht zu Lügen. In Werfen wurde eine Frau vor den Pfarrer gefordert, welcher ihr sagte, ihr Mann, der in Salzburg gefangen saß, habe sich wieder zur katholischen Kirche bekehrt. Sie gab zur Antwort, sie wolle sich bedenken und ging. Als sie nun erfuhr, daß der Pfarrer gelogen hatte, wurde sie in ihrem Glauben nur fester und verweigerte rundweg jede Rückkehr zur katholischen Kirche.

So sah sich der Erzbischof überall in seinen Hoffnungen getäuscht: Weder Drangsale noch Versprechungen konnten seine Unterthanen zum alten Glauben zurückführen; sie bei ihrem Glauben lassen, wollte er nicht; ihnen verzeihen, ebensowenig, denn er war schon allzu streng mit ihnen verfahren und fürchtete in Wirklichkeit Aufstand und Empörung. Deshalb schien ihm auch die Anwesenheit der kaiserlichen Truppen notwendig; aber diese hatten schon ungeheure Summen gekostet und kosteten bei fernerem Dableiben noch mehr. Wer sollte diese Kosten zahlen? Die Lutherischen konnten keine Steuern mehr erschwingen, denn sie waren schon zum größten Teil Bettler, und

von denjenigen, welche noch etwas besaßen, fürchtete man, daß sie trotz der Besetzung der Pässe das Land verlassen würden ohne und wider Willen des Erzbischofs. Endlich mußte dieser gewärtig sein, daß die von den Lutherischen verlangte Kommission käme, und daß dabei manches zu Tage träte, was verschwiegen bleiben sollte, ja daß seine Unterthanen in vielen Dingen gegen ihn recht behalten und daß sie jedenfalls der Wohlthat des westfälischen Friedens teilhaftig werden würden. Dem allen wurde vorgebeugt, wenn der Bischof die Lutherischen einfach aus dem Lande jagte, und so erschien unter dem **31. Oktober 1731** der schmähliche Erlaß, welcher allen lutherischen Unterthanen befahl, das Land zu verlassen.

Zehntes Kapitel.

Die Austreibung.

Anfangs November 1731 wurde dieser Erlaß, das s. g. Emigrationspatent, überall im Lande angeschlagen. In demselben erklärte der Erzbischof, wie er mit Mißfallen gehört habe, daß die Lutheraner statt nach seinen Patenten vom Juli und August sich zu richten, „öffentliche Rottierungen und Zusammenkünfte zu wiederholen, vor großversammeltem Volke aufwieglerische Predigten zu halten, die Katholischen mit Feuer und Schwert zu bedrohen, geist- und weltliche Obrigkeiten, ja sogar unsre höchste Person mit Wort und Werken zu beschimpfen, auch verschie-

dene andere hochstrafbare Freveltaten und Mutwillen zu verüben, sich vermessen haben." Er hätte sie können längst als Bösewichter, als abtrünnige und rebellische Unterthanen behandeln, aber es habe immer noch in seinem Gemüte die Milde und väterliche Liebe den Vorzug gewonnen; jetzt aber, da sie ihren rebellischen Mutwillen nicht fahren lassen und einen Aufruhr, ja ein Religionskriegsfeuer im ganzen römischen Reiche anzublasen willens seien, habe seine Langmut ein Ende und er befehle, daß alle Evangelischen sein Land verlassen. Die Unangesessenen: Taglöhner, Arbeiter, Bergleute, Handwerker, Dienstboten über zwölf Jahre sollten innerhalb acht Tagen das Land räumen, die angesessenen Bauern dagegen bekamen je nach dem Werte ihres Anwesens eine ein- bis dreimonatliche Frist, um ihre Habe zu verkaufen, und sollten nach Verfluß dieser Frist unweigerlich auswandern. Dieser Befehl sollte aufs strengste, wo nötig, mit Gewalt vollzogen werden.

Im ersten Augenblick herrschte überall Schrecken und Bestürzung, denn es war strenger Winter, die Frist war eine kurze und der Befehl machte alle zu Bettlern. Auch die drei Monate wollten nicht viel besagen, denn es war natürlich, daß ihnen niemand ihre Güter abkaufen wollte, da dieselben nach Verfluß von drei Monaten ja doch verlassen werden mußten. Allmählig faßten sich aber die Lutheraner; sie glaubten nicht, daß ihr Landesherr so gegen den westfälischen Frieden handeln könne; denn in diesem war aus-

drücklich eine dreijährige Frist für diejenigen ausgesetzt, welche von der Religion des Landesherrn abtreten wollen und deshalb zur Auswanderung gezwungen werden. Die Häupter einiger Gemeinden traten deshalb zusammen und verfaßten Bittschriften an den Bischof, in welchen sie um eine längere Frist gemäß dem „westfälischen Frieden" baten. Sie vertrauten fest darauf, daß ihnen diese Bitte gewährt wurde, und niemand rüstete sich zum Abzuge.

Aber der Bischof und sein Kanzler dachten nicht daran, dieser Bitte nachzukommen, ja sie ließen an die Pflegrichter die strengsten Weisungen ergehen. Die evangelischen Stände zu Regensburg verwandten sich für die Bedrängten und forderten die schleunige Aufhebung der erlassenen Verordnung, weil der Erzbischof schuldig sei, eine Auswanderungsfrist von drei Jahren zu gestatten. Die salzburg'sche Regierung wandte jedoch gleisnerisch ein, die aufständischen Unterthanen hätten sich durch die in großer Menge verübten Empörungen aller im westfälischen Friedensschlusse den Auswanderern zugewilligten Wohlthaten verlustig und unwürdig gemacht. Nicht der Religion, sondern der Empörung wegen sei ihnen die Auswanderung angekündigt. So wurden denn, als die Protestanten keine Miene machten, freiwillig zu gehen, zwei Schwadronen kaiserliche Dragoner nach St. Johann aufgeboten und am 24. November 1731 stürzten sich die Soldaten überall auf die Lutheraner, um sie aufzusagen. Wo sie die Leute trafen, im Felde oder im Walde, zu

Haus oder auf der Straße, trieben sie dieselben mit wildem Geschrei fort, gönnten ihnen nicht Zeit, ihre Habseligkeiten zusammenzuraffen, ja nicht einmal ihre Kleider anzuziehen oder von ihren Kindern Abschied zu nehmen.

Herzzerreißende Scenen spielten sich ab: Männer suchten ihre Weiber, Eltern ihre Kinder; weinend lagen sich Ehegatten in den Armen, wenn der eine Teil katholisch war, der andre evangelisch, denn es galt zu scheiden; Brüder und Schwestern verschiedenen Glaubens wechselten den letzten Händedruck, Herren und Knechte nahmen weinenden Auges voneinander Abschied. Freilich trat auch der Haß gegen die Ketzer heraus: unter Scheltworten stieß ein katholischer Mann sein Weib zum Hause hinaus; höhnisch lächelnd sah ein Sohn, wie der alte Vater fortgeschleppt wurde, ja ein Mann hieb seiner Frau, die sich nicht halten ließ und mit den Evangelischen fortzog, mit einem Messer zwei Finger ab und sagte: „Das nimm zum Andenken mit, daß du von der katholischen Religion abtrünnig geworden bist."

Doch das waren Ausnahmen. Viele Katholische merkten jetzt erst, wie stark der Glaube sei, um dessen willen die Lutheraner solches duldeten, und mancher, der bisher gezaudert hatte, lutherisch zu werden, entschloß sich in letzter Stunde und wanderte mit seinen Verwandten und Nachbarn ins Elend. Wie eine Herde Vieh wurden die Lutheraner fortgetrieben, aber sie ließen sich alles willig gefallen. Und von

allen Seiten strömten die Lutheraner herbei und schlossen sich den Fortziehenden an. Alles ließen sie liegen und stehen, ganze Dörfer entleerten sich und drängten sich wider den Willen der Soldaten in die Reihen der Lutheraner, ja sie fielen im kalten Schnee vor den Soldaten auf die Kniee nieder und baten, sie auch mitzunehmen und wenn es in den Tod gehe. Roh stießen die Soldaten sie zurück, hieben auf sie ein, ja schossen unter sie. Umsonst, immer neue Lutherische drängten sich herzu und der Haufen schwoll stromgleich an. Als im Gericht Radstadt die Soldaten zum Angriff schritten, da verließen viele Hunderte die Häuser und erklommen die wohlbekannten Felsensteige, um außer Landes zu kommen. Aber schon dunkelte der Abend, auf den Bergen lag der Schnee, und in finsterer Nacht suchten sie die schmalen Pfade an den Abgründen hin. Die Soldaten eilten ihnen mit wildem Geschrei nach, und in der Hast und bei der Dunkelheit wußten die Lutherischen bald keinen Weg mehr. Angstvoll hielten sie an; schon hörten sie hinter sich das wilde Geschrei der wütenden Soldaten, vor ihnen lag tiefes Dunkel. Da auf einmal fiel ein lichter Glanz auf den Weg vor ihnen, sie erkannten die Brücke über die Enns und drängten rasch hinüber. Die Soldaten hielten das Licht für ein Wunder, standen starr und riefen: „Mit diesen ist entweder Gott oder der Teufel. Wir wollen nichts mit ihnen zu schaffen haben," und unverrichteter Dinge kehrten sie um.

Alle, welche von den Soldaten fortgetrieben worden waren, wurden nach Salzburg gebracht, dort in die Gefängnisse geworfen und jämmerlich behandelt. Jeden Bissen Brot mußten sie sich um ihr eignes Geld kaufen — und die wenigsten hatten Geld. Da gaben denn diejenigen, welchen es gelungen war, etwas Geld zu erraffen, ehe sie ihr Haus verließen, soviel sie vermochten, aber dennoch litten die meisten Hunger. Und noch einmal wurde alles versucht, um sie zum katholischen Glauben zu bekehren, aber mit wenigen Ausnahmen blieben sie standhaft, selbst als man ihnen drohte, sie zu köpfen oder zu den Türken zu verkaufen. Ja sogar die äußerste Todesfurcht sollte ihnen nicht erspart werden. Es wurde in einem Hofe ein Gerüst aufgestellt und mit Blut besprengt; als dies geschehen war, führte man einen Evangelischen nach dem andern herein und erklärte jedem einzelnen: Entweder sollten sie katholisch werden oder man würde ihnen den Kopf vor die Füße legen, wie dies ihren halsstarrigen Vorgängern geschehen sei. Aber einer wie der andre erklärte: Wo das Blut ihrer Brüder geblieben sei, da könne das ihrige auch bleiben; keiner ließ sich schrecken.

Als nun der Bischof sah, daß alle Mittel, die Evangelischen zu bekehren vergeblich waren, ließ er ihnen Pässe ausfertigen und 800 derselben in die Schiffe bringen, welche auf der Salzach bereit lagen. Zwar wußten sie nicht, wohin die Reise gehe, ja man drohte ihnen, daß sie zu den Türken gebracht und als

Sklaven verkauft würden; aber guten Mutes antworteten sie: „In Gottes Namen. Wenn es dessen Wille ist, so wird Er uns auch da nicht verlassen," und sprangen in die Schiffe. Mit diesen wurden sie an die bayrische Grenze gebracht; weil aber der Kurfürst von Bayern noch keine Erlaubnis zum Durchzug gegeben hatte, so mußten sie lange an der Grenze in Teisendorf liegen bleiben und wurden von dem gewissenlosen Amtmann daselbst um ihr Geld betrogen. Endlich kam die Erlaubnis zum Durchzug, so daß sie ihren Weg in das Reich fortsetzen konnten.

Auf diese und andre Weise wurden in drei Monaten 4000 Lutheraner ausgetrieben, dann wurde als letzte Frist der Georgstag (am 23. April) angesetzt, bis zu welchem das Land rein von allen Ketzern sein mußte. Diese Fristverlängerung hatte aber nicht etwa in erzbischöflicher Gnade ihren Grund, sondern geschah aus andern Ursachen. Infolge des massenhaften Abzugs von Einwohnern begann es an Leuten zu fehlen, welche die Bergwerke bauten, an Tagelöhnern und Arbeitern, welche die Felder bestellten, darum nutzte der Bischof noch die letzten Kräfte der Lutheraner aus. Als sie ihre Felder, die sie nicht mehr ernten sollten, bestellt hatten, wurden sie zum Lande hinaus gejagt.

Während dieser ganzen Zeit aber ruhten die Bekehrungsversuche nicht. Aufs neue zogen jesuitische Bußprediger durch das Land und unterstützten die

Bemühungen von Pfarrern, Pflegern, Gerichtsdienern und Soldaten. Dabei scheuten sie die offenbarsten Lügen nicht; sie erzählten, die ausgewanderten Salzburger hätten auf ihrem Wege verschmachten müssen, seien im Reiche zu Sklaven gemacht worden, statt in Herbergen habe man sie in Schweineställen untergebracht und dergleichen. Den Weibern sagte man, ihre Männer seien wieder katholisch geworden, den Männern, ihre Weiber hätten ihren Irrtum bereut.

Ein Pfleger ließ ein Weib, deren Mann ausgetrieben worden war, kommen und redete ihr zu, ihren Mann laufen zu lassen und einen andern zu heiraten. Aber das Weib antwortete: „Wo mein Mann bleibt, da will ich auch bleiben. Ich will nicht von ihm lassen, ehe uns nicht der Tod scheidet. Er ist lutherisch, drum will ich auch lutherisch bleiben.“ Da wagte der Gerichtsschreiber, entgegen dem Pfleger, zu sagen: „Bleibe bei deiner Meinung und bei deinem Mann! Vertraue Gott, der wird dich ihm schon wieder zuschicken.“ Solche Leute, wie dieser Schreiber, fanden sich freilich selten; doch wissen wir von einem Priester, der die Leute ermahnte, ihre evangelischen Bücher recht gut zu verstecken, ja ihnen sogar katholische Bücher schenkte, damit sie bei einer etwaigen Hausuchung diese aufweisen könnten. Im allgemeinen wurde die Behandlung keine bessere. Man legte den Lutherischen einen Eid auf, der die sechs wichtigsten Punkte der katholischen Lehre enthielt;

wer ihn nicht schwören wollte, wurde aufgeschrieben und mußte mit dem nächsten Haufen das Land verlassen. Als sich einmal einer hierbei auf das Evangelium berief, da brach der Pfleger in die unflätigsten Worte über das Evangelium aus und jagte ihn dann aus dem Lande, während er sein Weib und seine sechs Kinder zurückbehielt.

Das war das Schwerste für die Lutherischen, daß man ihre Kinder gewaltsam zurückhielt. „Fahret ihr Alten zum Teufel," hieß es, „wir wollen eure Kinder retten." Hierbei verfuhr man auf das grausamste: Einem Ehepaar nahmen sie ihr zweijähriges Kind, brachten es aber eine Zeitlang alle Tage vor das Gefängnis und schlugen und mißhandelten es vor den Augen der Eltern, so daß es jämmerlich schrie. Der Mann konnte es nicht länger ansehen und bekannte sich wieder zur katholischen Kirche, das Weib aber blieb fest, und so wurde sie ohne ihr Kind zum Lande hinausgejagt. Wer nicht gehen wollte ohne seine Kinder, wurde zum Lande hinausgeprügelt, wer nicht abließ mit Bitten und Flehen, dem wurde gesagt, es sei ein scharfer Befehl vom Kaiser da, daß die Kinder zurückbehalten werden müßten, der König von Preußen verkaufe sie doch nur an die Venetianer und schicke sie aufs Meer, und was dergleichen Lügen waren. Unzählig sind die Fälle, da unter Anwendung der rohesten Gewalt, mit Verhöhnung aller Elterngefühle Kinder den Eltern entrissen wurden, oft noch an der Grenze, oft von dem Wagen herun-

ter, auf welchem die Eltern allein davon fahren mußten, froh, nicht „wegen Rebellion" zurückgehalten und in das Gefängnis geworfen zu werden. Einer Mutter, die ihr einziges Kind schon 40 deutsche Meilen auf ihren Armen fortgeschleppt hatte, wurde dasselbe auf Befehl des salzburgischen Kommissärs noch jenseits der Grenze abgejagt; sie hat es nie mehr gesehen. Oefters verhinderten auch die zurückbleibenden katholischen Ehegatten oder die katholischen Verwandten, daß die Kinder mit den Evangelischen fortzogen, und wurden hierbei von den Gerichten aufs bereitwilligste unterstützt. Eine Frau, deren Mann und Eltern katholisch waren, widerstand allen Versuchen, sie zum Dableiben zu bewegen; deshalb wollten ihre Verwandten und ihr Mann wenigstens ihr nur wenige Wochen altes Kind zurückbehalten. Als sie dies merkte, griff sie zur List, packte vor den Augen ihres Mannes ihre wenigen Habseligkeiten zusammen und ging, ihr Kind auf dem Arm, hinaus, wie um noch etwas zu holen, kam aber nicht wieder.

Glücklich aber waren diejenigen, welche mit ihren Kindern davon kamen. Ein Vater, der vier kleine Kinder hatte und nicht wußte, wie sie mit ihm fortkommen sollten, machte sich, so gut es ging, ein Wägelein, setzte seine Kinder darauf und zog sie 30 Meilen weit selbst, bis er einen Zug Auswanderer erreichte, bei welchem sich Wagen befanden. Im Dorfe Werfen stand ein Bauer Namens Rupert Anstock mit seinem Weibe und seinen drei Kindern unter der

Hausthür, als ein Zug Lutheraner vorbei kam. Sogleich fing der Mann an einzupacken, um mitzuwandern, aber sein Weib, das der Geburt eines vierten Kindes entgegensah, bewog ihn da zu bleiben. Er entschloß sich dazu und sah nach seinen Kindern. Aber diese hatten heimlich ihre Kleider zusammengepackt und ein Stück Brot genommen und eilten dem Zuge nach. Da rief der Vater seinem Weibe: „Liebe Christine, wir wollen auch mit.“ Und sie antwortete weinend: „Ja, wohin du willst,“ und so zogen sie mit den andern in das Elend.

Als nun der Georgitag kam, mußten die übrigen Ansässigen den Wanderstab ergreifen. Viele derselben brachten nur ihr nacktes Leben davon, da sie durch die endlosen Erpressungen ihrer Peiniger, sowie durch die übermäßige Einquartierung bereits völlig zu Grunde gerichtet waren. Andere mußten ihre Güter und liegenden Gründe entweder für einen wahren Spottpreis losschlagen, oder auch teilweise ganz unverkauft lassen, weil es an den Käufern fehlte, und die zurückbleibenden Katholiken denken mochten, wenn alle Auswanderer fort wären, könnten sie die leeren Güter wohl umsonst bekommen, wie es denn auch bei manchem herrenlos zurückgebliebenen Stück Viehes wirklich der Fall war. Um aber das Maß der Bedrückung und Ungerechtigkeit voll zu machen, so betrieben auch der Bischof und die Landrichter ihre Beutelschneiderei schließlich noch recht ins Große und auf die allerschamloseste und frechste Weise. Nicht

nur ließen die Gerichte sich für die Veräußerung der Güter, die sie in ihre Hand genommen hatten, unverschämt hohe Sporteln bezahlen, sondern den ohnehin auf das erbarmungsloseste Gebrandschatzten wurde auch noch ein Abzugsgeld, welches den zehnten Teil ihrer Habe betrug, abgenommen, und außerdem zwang man sie, dem salzburg'schen Kommissär, der sie bis an die bayrische Grenze brachte, eine Vergütung von einem halben Gulden pro Kopf zu zahlen und obendrein noch für die Pässe und die Zehrung unterwegs hohe Gebühren zu entrichten. Und selbst hiermit noch nicht zufrieden, trieb man die Grausamkeit so weit, daß man bei dem Fortschaffen der Vertriebenen vielfach die einzelnen Familienmitglieder von einander trennte, daß man ferner diejenigen, welche den Wunsch aussprachen, gleich anfangs fortziehen zu können, unter allerlei nichtigen Vorwänden zurückhielt, andere dagegen, welche gern noch eine kurze Frist zur Ordnung ihrer Angelegenheiten benutzen wollten, mit schadenfroher Hast forttrieb. Die einzelnen Abzüge erfolgten in kurzen Zwischenräumen von 8 bis 14 Tagen in Abteilungen von 500—1000 Mann, so daß man die Zahl sämtlicher Auswanderer auf 30,000 schätzt.

Der Erzbischof entbrannte in Wut über den großen Verlust. Sein Zorn kannte gar keine Grenze mehr. Ja er ging in seiner Raserei so weit, daß er jetzt allen Unterthanen folgenden Eid vorschrieb: „Ich schwöre zu dem lebendigen Gott und allen Heiligen, daß ich

nebst den meinigen nicht allein zu dem alleinseligmachenden römisch-katholischen Glauben mit Herz und Mund mich bekennen, sondern auch glauben will, daß diejenigen, welche ausgewandert sind und noch auswandern werden, wirklich zum Teufel fahren."

Damit hatte er aber nur neues Oel ins Feuer gegossen und dem Fasse so zu sagen den Boden völlig ausgeschlagen. Denn infolge dieser Maßregel traten nun viele, die bisher noch geschwankt oder doch zaghaft mit ihrem Glauben noch hinter dem Berge gehalten hatten, offen und frei mit ihrem Bekenntnis hervor. So unter andern 788 Arbeiter aus der Salzgrube des Dürrenberg. Das war für den Erzbischof allerdings ein harter, aber durchaus selbstverschuldeter Schlag, denn ein Verlust so vieler tüchtiger und gewandter Arbeiter war schwer zu ersetzen. Als er daher von seinem Fenster aus am 9. November 1732 ihren Abzug sah, knirschte er vor Wut und Ingrimm mit den Zähnen. Ein Trost, um den wir ihn aber wahrlich nicht beneiden, verblieb ihm jedoch, nämlich daß der Papst ihm seine unbeschreibliche Freude darüber aussprach, daß er (der Erzbischof) mit besonderer Frömmigkeit und mit brennendem Eifer für die echtkatholische Religion sein Erzstift nicht nur von fremden Sekten gereinigt, sondern auch, wie er hoffe, für die Zukunft den Ketzereien allen Zutritt verschlossen habe, und daß er zur Belohnung dafür ihm und seinen Nachfolgern den Titel „Hoheit" verlieh.

Elftes Kapitel.

Die Aufnahme der Salzburger.

Die protestantischen Fürsten hatten es nie an Vorstellungen bei dem Erzbischofe fehlen lassen. Als sie aber sahen, daß ihre Vorstellungen wenig halfen, als Schar um Schar der Vertriebenen den deutschen Boden betrat, ohne zu wissen, wo sie eine neue Heimat finden sollten, da erließ Friedrich Wilhelm, König von Preußen, am 2. Februar 1732 das Patent, welches allen Salzburgern seinen Schutz und Aufnahme in seinem Lande verhieß. Die Provinz Litauen war in den Jahren 1709—1711 durch eine Pest verödet worden, ganze Dörfer lagen menschenleer da, die Aecker waren unbebaut, das Land schien zur Wildnis zu werden. Dorthin siedelte Friedrich Wilhelm, nicht zum Schaden des Landes, die Salzburger an und hat treue und fleißige Unterthanen an ihnen gewonnen. Bald nach diesem Patent ließ er in Salzburg erklären, daß er Mittel besitze, um den Erzbischof zur Achtung des westfälischen Friedens zu bewegen, z. B. die Schließung der katholischen Kirchen in seinen Landen.

Auch der preußische und der englische Gesandte in Wien machten Vorstellungen; der dänische Gesandte in Regensburg erklärte, wenn der Erzbischof nicht auf andre Gedanken komme, so geschehe den katholischen Einwohnern Dänemarks dasselbe wie den Lutheranern in Salzburg; der König

von Schweden ließ alle katholischen Einwohner seiner hessischen Lande aufzeichnen, und in Holland wurden wirklich einige katholische Kirchen geschlossen.

Trotzdem gab der Erzbischof oder vielmehr sein Kanzler nicht nach; er behauptete, es geschehe alles, ja noch mehr, als man billigerweise fordern könne, und die Auswanderung nahm ihren Fortgang. Als die Salzburger hörten, daß der König von Preußen sie aufnehmen wolle, da zogen sie mit erneuter Freudigkeit davon, ließen Hab und Gut liegen, nur von dem einen Gedanken geleitet, daß jetzt ein Land sich ihnen öffne, wo sie frei ihrem Glauben leben könnten, und wenn sie auch als Bettler dort ankämen. Friedrich Wilhelm hatte Kommissäre gesandt, die sie nach Preußen führen sollten, er sorgte für ihren Unterhalt unterwegs und that alles, um ihnen ihr schweres Los zu erleichtern. So war sein Name in aller Mund und von niemand andrem wollten sie etwas wissen als von dem Könige von Preußen; nur in seinem Lande wollten sie sich niederlassen, so viele Liebesbeweise sie auch auf ihrer Wanderung von seiten der der evangelischen Länder, Städte, ja in den kleinsten Dörfern empfingen. Es war ein wahrer Triumphzug, den sie durch Deutschlands evangelische Länder machten, alle wetteiferten in Bezeugung ihrer Teilnahme, um ihnen die ausgestandenen Mühsale zu vergelten, und wenn der Erzbischof von Salzburg allerdings eine Verminderung des evangelischen Glaubens in seinem Lande erreicht hatte, so war anderseits

die Folge seines Verfahrens eine Stärkung des evangelischen Glaubens in ganz Deutschland. Wohin die Salzburger kamen, wurden sie mit Jubel empfangen und mit Thränen entlassen, überall tränkte, speiste und versorgte man sie aufs beste, die Geistlichen hielten Exulantenpredigten und ermahnten ihre Gemeinden unter Hinweis auf die Treue der Salzburger zur Beharrlichkeit im Glauben, Gedichte wurden ihnen gewidmet, Flugschriften für sie geschrieben, Opfergaben für sie gesammelt, so daß die armen, so lange gedrückten Salzburger mit Danken und Loben ihren Weg nach dem preußischen Kanaan nahmen.

Wir lassen die **Aufzeichnung eines Exulanten** folgen, die in ihrer schmucklosen Einfachheit den besten Einblick in ihre Reise gewährt.

„Am 3. Februar 1732 wurden unser Dritthalbhundert von den kaiserlichen Soldaten unter dem Verbot, daß wir nicht laut singen sollten, bis auf Goldegg fortgetrieben. Allda übernahmen uns die salzburgischen Soldaten und brachten uns nach der Hauptstadt

Salzburg. Hier versprach man allen denen, welche papistisch werden wollten, reichliche Versorgung. Aber wir gaben alle zur Antwort: „Wir wollen lieber sterben, als das Evangelium verleugnen.“ Der Hofkanzler sagte darauf zu uns: „Nun so gehet hin und grüßet des Luthers seine H — —, die Katharina!“ Wir kamen darnach auf

Teisendorf und in einer halben Stunde darauf standen wir an der

Bayrischen Grenze. Hier kam uns ein Herr mit fünf Stadtknechten entgegen, welcher alles Singen, laute Lesen und Beten, wie auch in den Wirtshäusern das Tabakrauchen ernstlich untersagte. Es ward auch alles Disputieren von Glaubenssachen und göttlichen Wahrheiten verboten, wonach wir uns im ganzen Lande richten sollten. Ihre spöttischen Reden beantworteten wir folgendermaßen:

„Wer niemand erschaffen kann, der kann auch niemand verdammen." Als wir über die bayrische Grenze waren, übernahm uns ein augsburgischer Kommissarius und führte uns bis in die Reichsstadt

Memmingen. Daselbst wurden wir herzlich aufgenommen. Nun sahen wir erst, was Licht und Finsternis war, da die Evangelischen uns das Wort Gottes rein und lauter vortrugen. Wir hielten uns zwei Tage daselbst auf und man hat auf dem Rathause einem jeden einen halben Gulden gegeben. Zwei Tage darauf kamen wir nach

Ulm.*) Hier ließ man uns zwar nicht in die

*) Damit die Stadt Ulm nicht in einen falschen Verdacht kommt, sei bemerkt, daß Ulm noch voll war von den im Januar angekommenen Salzburgern, die daselbst mit Begeisterung aufgenommen, gewärmt, gespeist, getränkt und aufs beste mit Geld versorget wurden, bei welcher Gelegenheit der Senior Frick im „Kirchle" eine „unvergleichlich emphatische und eindringende Rede" hielt. Ebenso wurden andere aufgenommen, während ein Zug von 80 Personen, der im April

Stadt, aber es ward uns doch auf den Dörfern zu essen verschafft und ein jeder ward mit acht Groschen beschenkt. Acht Tage vor Fastnacht kamen wir in das Württembergische und zwar in die Stadt

Urach. Der Fürst wollte uns behalten und that uns sehr viel Gutes am Geistlichen und Leiblichen. Der Herr, unser Gott, wird's ihm vergelten und segnen. Man behielt uns daselbst neun Wochen und wollte uns nicht ins Preußische lassen. Endlich kamen drei Herren und wollten uns fortführen. Sie hatten uns schon in drei Haufen abgezählt, wir liefen aber wieder zusammen und sagten: „Wir gehen nicht eher fort, ehe wir nicht versichert sind, daß man uns auf den Weg nach Preußen führt." Die Herren sagten: „Was machen wir mit diesen Leuten? Sie wollen ja nirgends bleiben als in Preußen!" Da wir nun endlich auf die württembergische Grenze geführt wurden, übernahm uns ein darmstädtischer Kommissarius und brachte uns durch das Pfälzische nach

Heidelberg. In dem Pfälzischen begegnete uns eine Prozession in einem Dorfe. Da wir nun vorbei gingen und zwei unter uns die Hüte aufbehielten, schlugen die Herren auf uns zu und die Geistlichen fluchten erschrecklich. Am 1. Mai kamen wir nach

Darmstadt. Diese Stadt hat uns mit Freuden

kam, wieder in die umliegenden ulmischen Dörfer verteilt wurde. Außerdem sandte Ulm 2000 fl. nach Memmingen, Kaufbeuern und Kempten zur Unterstützung der ferner Ankommenden.

aufgenommen. Die meisten Einwohner kamen uns vor der Stadt entgegen und brachten uns Essen und Trinken vor das Stadtthor. Die Liebe der Leute war so groß, daß sich die Bürger um uns zankten. Sie schickten uns viele Bücher, Katechismus und Bibeln, und auf dem Rathause wurde jedem ein Thaler gereicht. Man wollte uns auch daselbst behalten, aber die Gnade des Königs von Preußen hat uns an sich gezogen, daß wir darin nicht ablassen wollten. Endlich gab man uns einen Kommissarium mit, der uns sehr viel Gutes gethan. Am 24. April kamen wir nach

Frankfurt a. M. Da hat uns der Doktor erklärt Joh. 8, Vers 31. Man hat uns auch Geld, Essen, Trinken und Kleidung gegeben. Die Geistlichen begleiteten uns mit Liebesthränen, mit Singen und Trostworten. Der Herr, unser Gott, wird's ihnen vergelten am jüngsten Tage. Am 7. Mai kamen wir nach

Friedberg. In dieser kaiserlichen Reichsstadt haben sie uns im Leiblichen und Geistlichen viel Gutes erwiesen. Von da reiseten wir nach

Butsbach. Man beschenkte uns daselbst reichlich un. erweckte uns durch eine schöne Predigt. Wir reiseten weiter nach

Gießen. Hier sind wir sehr herzlich aufgenommen. Gott wird ihre Wohlthaten vergelten an geistlichen und leiblichen Gütern. Von da kamen wir nach

Marpurg, allwo uns auch nicht wenig Gutes

widerfahren. Am 10. Mai kamen wir auf die große Stadt

Kassel im Hessenlande. Die Bürger aus dieser Stadt kamen uns zwei Stunden entgegen gegangen und wollten uns so herzlich gerne mit hinein haben, aber von dem Kommissario wollten sie durchaus nichts wissen und ihn nicht hinein lassen. Der Kommissarius schrie uns zu, wir sollten ihm nachfolgen. Da warfen die Bürger mit Steinen auf ihn zu und verschonten auch uns nicht einmal, als wir nicht mit ihnen gehen wollten. Die Leute wollten uns Gutes thun, aber wir wollten's nicht annehmen. Wir dachten, sie würden uns in die größeste Gefahr stürzen. Drei von uns schleppten sie mit in die Stadt, denen sie viel Gutes gethan und sie reichlich beschenket haben. Ja sie schickten auch uns Geld nach, und wir erfuhren, daß, wenn uns Gott am nächsten ist, wir uns am meisten fürchten. Aus dem Hessenlande wurden wir auf die brandenburgische Grenze geführt, da einem jeden unter uns noch von den Hessen ein Kaisergulden gereichet wurde. Darauf nahm uns zuerst ein brandenburgischer Kommissarius an, der uns über

Wernigerode führte. Der Graf von Wernigerode kam uns auf zwei Stunden entgegen geritten und ließ uns schon auf dem Wege speisen. Und als wir in die Stadt kamen, ließ er uns nicht nur speisen, sondern auch Geld und Bücher unter uns verteilen. Von den Stadtleuten bekam ein jedes drei Kaisergulden, der Graf mit seinem Prinz, die Geistlichen, die

Schule und die meisten Leute begleiteten uns, als wir wieder abzogen. Wir nahmen unsern Weg nach

Halberstadt. Die meisten Leute kamen uns entgegen, unter welchen auch viel Baptisten waren. Die Geistlichen haben gepredigt und die Einwohner haben uns viel Gutes gethan. Danach kamen wir in die große Stadt

Magdeburg, allwo man uns am Pfingstfest viel Gutes erwiesen. Drei Tage darauf kamen wir in die Vorstadt zu

Potsdam. Hier bescherte uns Gott einen Prediger, nämlich den Herrn Pfarrer Hahn, der uns den Weg, den uns Christus Joh. 14 lehret, weiset, nämlich den Weg ins himmlische Kanaan. Gott gebe es uns allen! Endlich kamen wir des Sonnabends nach

Berlin, allwo wir an leiblichen und geistlichen Gütern einen Ueberfluß gehabt. Das Gute wird der Herr am jüngsten Tage vergelten! Wir haben nie einen Mangel erlitten und unser Herr Pfarrer hat uns Gottes Wort reichlich vorgetragen. Gott sei Lob und Ehr!"

Ein zweiter Bericht schildert einen **andern Reiseweg.** Am 16. Mai erhielt wieder ein Haufe von 400 Evangelischen den Befehl, innhalb 14 Tagen auszuwandern. Als sie ihre Pässe abholten, wurde jedem von seinem Vermögen der zehnte Gulden genommen. Dann zogen sie ab, indem sie das Lied anstimmten: „Ein' feste Burg ist unser Gott", aber die Soldaten brachten sie mit Schlägen zum

Schweigen. In Hallein wurden sie von einer spottenden Menge empfangen, die ihnen zurief: „O ihr blinden Leute, wie übel seid ihr betrogen, ihr geht schnurgerade dem Teufel zu!“ In Salzburg wurden sie nicht in die Stadt gelassen, weil sie dessen nicht würdig seien, sondern mußten außerhalb im Freien lagern trotz Regen und Schneegestöber. Nachdem man jeder Person einen halben Thaler abgenommen und sie noch einmal ermahnt hatte, wieder katholisch zu werden, was sie aber zurückwiesen, entließ man sie am 5. Juni unter Führung eines Kommissärs, dem sie zur Bestreitung der Amtleute und Diener, solange sie durch Bayern hindurch zogen, täglich 40 Gulden geben mußten; außerdem mußten sie für die Fuhrwerke täglich drei bis vier Thaler bezahlen, und auch sonst wurde ihnen ihr Geld abgepreßt. An der evangelischen Grenze bei Donauwörth verließ sie der Salzburger Kommissär unter Thränen und gab ihnen noch 60 Gulden zurück. Nun begann die Reihe der Liebesbeweise; von Harburg reisten sie über Anspach und Erlangen in das Bistum Bamberg, wo die Katholischen, die eben eine Prozession hielten, unter die Pferde der Salzburger schossen, so daß eine große Verwirrung entstand. Der Bischof von Bamberg selbst war übrigens den Salzburgern gnädig gesinnt, wie überhaupt die meisten katholischen Fürsten, durch deren Land sie kamen. In Kulmbach wurden sie wieder aufs beste aufgenommen, ebenso in Jena, wo sich ihnen ein

Student anschloß, der ihnen bis nach Königsberg jeden Abend und Morgen eine Betstunde hielt. Nicht weniger freundlich war die Aufnahme in Merseburg und Halle, und in Potsdam kam der König selbst ihnen entgegen geritten und erkundigte sich, ob Kranke unter ihnen seien. Nachdem sie ihm ihres Herzens Dank bezeugt hatten, reiten sie weiter nach Berlin.

Wenn die Salzburger so einerseits viele Wohlthaten empfingen, auch von Katholiken, so fehlte es doch anderseits nicht an Anfechtungen von seiten der verhetzten Katholiken, von welchen die Salzburger öfters Beweise rohen Glaubenseifers erhielten. So erzählte damals die Zeitung aus Schwaben folgendes Exempel: Ein Bierbrauer hatte zwei Knechte, einen katholischen und einen evangelischen. Diese zankten sich beim Krebssieden über die Salzburger. Der erstere sagte: Wenn er alle salzburg'schen Ketzer in seiner Gewalt hätte, so wollte er sie in dem Braukessel so rot sieden wie die Krebse. Solcher gottlosen Rede, die wohl an das Sprichwort denken läßt: „Besitzt der Teufel das Herz, so regiert er auch die Zunge", folgte aber auf dem Fuße die Strafe. Denn bald darauf, als er solches gesagt, stieg er hinter dem Kessel hinauf, den Laden aufzumachen, damit der Rauch hinausgehen möge, fiel aber in den Kessel, daraus man ihn wohl gleich herausgezogen; aber er war krebsrot und starb.

In Augsburg war es sogar der katholische Teil des Magistrats, welcher ihnen im harten Winter

die Thore verschließen ließ. Der ältere Bürgermeister war nämlich katholisch und besaß die Schlüssel der Stadt. Als endlich die Thore wieder geöffnet wurden, ließ man doch keinen Salzburger hinein, ja ein Kranker, den ein Arzt herein genommen hatte, wurde vom Wagen gerissen und wieder hinausgejagt. Als sie in Oberhausen einquartiert waren, wurden sie nicht bloß schlecht behandelt, sondern der Geistliche drang auch nachts in die Häuser ein und verbot ihnen jedes Singen und Beten.

In Kleinnördlingen kam im August eine Schar an und alle lechzten nach Wasser, denn sie fielen vor Durst um wie die Fliegen. Aber der Pfarrer hatte seinen Bauern verboten, den Ketzern auch nur einen Tropfen zu reichen, und die Bauern kamen dem Befehl pünktlich nach. Sie hatten den Eimer vom Brunnen genommen und ließen sich nicht einmal bewegen, das Wasser um Geld zu verkaufen; die vor Durst Verschmachteten aber beschimpften und murrten wider den Pfarrer. Als das die dort wohnenden Juden sahen, führten sie die Salzburger zu ihren Brunnen und ließen sie trinken, ja sie versorgten sie sogar mit Bier und Brot und gaben ihnen, obgleich sie selbst arm waren, noch Geld mit. Ueberhaupt zeigten sich die Juden gegen die Salzburger sehr freundlich, was einem unsrer Berichterstatter höchst verwunderlich erscheint, denn er sagt in der Einleitung zu diesem Kapitel: „Wem ist unbekannt, daß die Juden sonst abgesagte Feinde der Christen können genennet werden! Sie verwerfen den-

jenigen, auf welchen sich unsre ganze Seligkeit gründet — —. Es kann demnach nichts Andres sein, diese Menschen müssen einen Haß gegen alle Christen haben — —. Können sich nun die Salzburger wohl vernünftiger Weise von denen das geringste Gute versprechen, die denjenigen verwerfen und verachten, um dessentwillen sie Fremdlinge und Pilgrime worden? Gleichwohl ist's aber doch wider alles Vermuten geschehen. Die Juden haben diesen Glaubenshelden an vielen Orten Liebe erwiesen, fast an keinem ihnen aber das geringste Leid zugefügt."

Als man einen Juden fragte, warum er die Salzburger so reichlich beschenkt habe, da sie doch Christen seien, antwortete er: Sie seien aber doch Menschen und nach Gottes Ebenbild geschaffen. Gott habe befohlen, man soll sich gegen Fremdlinge gütlich zeigen, und er denke an seine Vorfahren, wie sie aus Aegypten gezogen seien. Diesen würde es ohne Zweifel wohl gefallen haben, wenn ihnen jemand auf ihrer Reise gütlich gethan und sie erquickt hätte.

Je länger desto besser lernte man die salzburg'schen Emigranten als ein durchaus ehrenhaftes, biederes Volk von reiner Gesinnung und **musterhaftem Wandel** kennen. Spreu ist ja immer unter dem Weizen. Aber die bei weitem größere Zahl waren wirklich lebendige Glieder Christi. Dafür lieferten bereits die ersten Züge der Nichtangesessenen die unzweideutigsten Beweise. So kam z. B. eine Ab-

teilung derselben von 250 Mann durch die Stadt Friedberg in der Wetterau, welche meist aus Dienstboten und lauter jungen Leuten von 16—20 Jahren bestand. Nun heißt's freilich: „Jugend hat keine Tugend", und so ganz ohne Grund ist das auch nicht. Doch keine Regel ist ohne Ausnahme, und dieses junge Volk machte eine rühmliche Ausnahme. Die Berichte aus jener Zeit wissen es nicht genug zu rühmen, wie sehr sich alle ohne Ausnahme durch ihre Bescheidenheit, Mäßigkeit und Sittsamkeit, sowie insbesondere durch ihren willigen Gehorsam gegen ihre Vorsteher auszeichneten. „Der größte General", so lautet einer dieser Berichte, kann sich keines so wohlbefolgten Kommandos rühmen, und die Vorsteher wissen doch selbst nicht, daß ihr Befehl so viel gilt, weil alles in der Liebe geschieht. O, was ist das für ein Unterschied unter einem gelernten und ex praxi (aus Uebung) erfahrenen Christentume. Diese guten Leute scheinen aus apostolischer Schule und Lehre zu kommen."

Es trat daher auch bald eine immer lebhaftere und allgemeinere Teilnahme für diese Märtyrer der Wahrheit ein, die sich nach und nach zu einer förmlichen Begeisterung steigerte, so daß der Durchzug der Vertriebenen einem wahren Triumphzuge glich. Ueberall, wohin sie kamen, gingen ihnen unter dem Zudrange einer großen Menschenmenge die Geistlichen und Lehrer mit der Schuljugend, die Abgeordneten der Städte und Dorfschaften entgegen und

führten sie unter dem Geläute der Glocken und unter Absingung geistlicher Lieder im festlichen Aufzuge in die Stadt. Hier und dort begrüßte man sie durch Gedichte, wie denn z. B. in Königsberg ein Kaufmann ihnen folgende Verse entgegenrief:

Seid willkommen, Glaubensbrüder!
Bleibt in Christo treue Glieder.
Ihr habt ja Babels Macht verlacht
Und Gott hat euch zu uns gebracht.
Er woll' euch ferner leiten, lenken,
Allzeit den Geist der Wahrheit schenken!

Vieler Orten ordnete man besondere Gottesdienste an, und da konnte man den herzergreifenden Anblick haben, daß aus den Augen, in welche keine Erinnerung an die erduldeten Trübsale und Leiden eine Thräne zu bringen vermochte, sich die hellen Freudenthränen ergossen und eine heilige, begeisterte Freude über die Predigt des unverfälschten göttlichen Wortes hervorleuchtete. Dabei waren die Ortschaften in Bewegung erregt, als ob's der größten Festfeier gelte. Man stritt sich förmlich darum, einen der Ankommenden als Gast heimführen zu können, und alle wetteiferten, den lieben Gästen auf jede nur erdenkliche Liebes und Gutes zu erweisen. Die Frauen öffneten ihre Schränke und holten daraus Altes und Neues hervor, um die teuren glaubensverwandten Leute, und besonders deren Kinder (welche ja bei der Vertreibung nicht zurückbehalten wurden), damit auszuputzen. Ja, es ist mehrfach vorge-

kommen, daß Dienstboten nicht bloß ihr Schärflein an Geld darboten, sondern selbst ihre Kleider auszogen und damit die Entblößten bekleideten, so daß die schlichten, demütigen Leute oft genug zu thun hatten, noch größere Liebesbezeugungen abzuwehren, und man sie wohl treuherzig sagen hörte: „Ihr guten Leute thut des Guten halt zu viel; wir sind ja viel zu geringe der Barmherzigkeit, die der Herr durch Euch an uns thut.“ Bei ihrem Weiterzuge versah man sie dann außerdem noch reichlich mit Reisegeld und andern Reisebedürfnissen, schaffte auch für die Alten, Kranken und Gebrechlichen Wagen herbei. Desgleichen sorgte man aber auch für ihre geistigen Bedürfnisse, indem man ihnen Bibeln, Gesangbücher und andere evangelische Schriften mit auf den Weg gab, worüber sie stets eine ganz besonders hohe Freude bezeugten, so daß sie ihrer Dankbarkeit kaum Worte genug zu geben wußten und wohl zu sagen pflegten: „Zu Hause hat man uns das Wort Gottes weggenommen, hier trägt man es uns entgegen.“

Wen hätte es aber auch wohl kalt und gleichgültig lassen können, wenn er diese Durchzüge sah, die ein so eigentümliches Bild darboten. Da sah man hochbetagte Greise, schwache abgelebte Frauen mit eisgrauem Haupte, gebückt und mit zitternden Gliedern einherschreiten oder fahren und reiten. Neben ihnen gingen Männer vom besten Alter und muntere Frauen, untermengt von Jünglingen und Jungfrauen, die noch in der Blüte ihrer Jahre standen, aber auch

von zarten Kindern und Säuglingen, die auf den Armen oder an der Brust ihrer Mutter ruhten. Dazwischen mischten sich die Wagen, auf welchen die Ueberbleibsel der geretteten Habseligkeiten, die Kranken, die entkräfteten Greise, die Wöchnerinnen mit ihren Neugebornen, die kaum erst das Tageslicht erblickt hatten, im bunten Durcheinander beisammen waren. Auch fehlte es nicht an einzelnen Vertretern der heimatlichen Viehherden, die man mit sich führte, teils um den Transport mancher Reisebündel zu vermitteln, teils um unterwegs ihre Milch zu benützen. Kurz, man hatte hier ein Abbild des Auszuges der Kinder Israels aus Aegypten.

Wem hätte aber desgleichen das Herz nicht voller, bewegter und freudiger im Busen schlagen sollen, wenn er Gelegenheit fand, die guten Leute näher kennen zu lernen, die durch ihr ganzes Verhalten alle jene Verleumdungen und falschen Beschuldigungen, mit denen man sie anzuschwärzen gesucht hatte, aufs kräftigste widerlegten. War es doch zunächst wahrhaft bewunderungswürdig, wie vertraut diese einfachen Leute, die doch nie einen regelmäßigen Unterricht durch Geistliche und Lehrer aus dem Worte genossen hatten, dennoch mit demselben so vertraut waren, daß ein Berichterstatter aus jener Zeit voll Verwunderung darüber ausruft: „Wo können unsere hochgelehrten Theologen auf 100 Meilen Weges einen solchen Segen zeigen. Hier hat der heilige Geist gelehret und gepredigt."

Aber auch ihre Treuherzigkeit und Demut, die nicht das Geringste von Verstellung und Heuchelschein wußte, ihre Geduld, die durch kein Unglück gebeugt und gebrochen werden konnte, die Sanftmut und Milde, welche sie übten, verdienten die vollste Anerkennung. Nur sehr ungern und nie unaufgefordert redeten sie von dem Ungemach, das sie ausgestanden, desto lieber und fleißiger aber von der wunderbaren Führung Gottes, die sie erfahren, und von der gnädigen Durchhilfe, die ihnen bislang zu Teil geworden war. Wenn sie aber auf Befragen und Bitten ihrer Hauswirte nicht wohl umhin konnten, von ihren erlittenen Drangsalen zu erzählen, so geschah es ohne alles zimpferliche Wehklagen und nie ohne die dem Erzbischof, als ihrem ehemaligen Landesherrn, gebührende Ehrerbietung und nie ohne gottselige Wünsche für das Wohlergehen ihrer Peiniger, kurz in einer Weise, die dem Worte des Herrn entspricht: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, bittet für die, so euch beleidigen und hassen.“ Brachte man aber die Rede auf die harten Beschuldigungen und Lästerungen, die man über sie ausgesprengt hatte, so antworteten sie gelassen: „Wer einen Zeugen im Himmel habe, dürfe sich nicht kümmern um die Lästerungen der Menschen. Der Heiland habe ja den Seinigen zum voraus gesagt, daß sie solches Schicksal auszustehen haben, ja Er sei selbst mit den erschrecklichsten Schmähworten und abscheulichsten Lästerungen überhäuft, da er doch

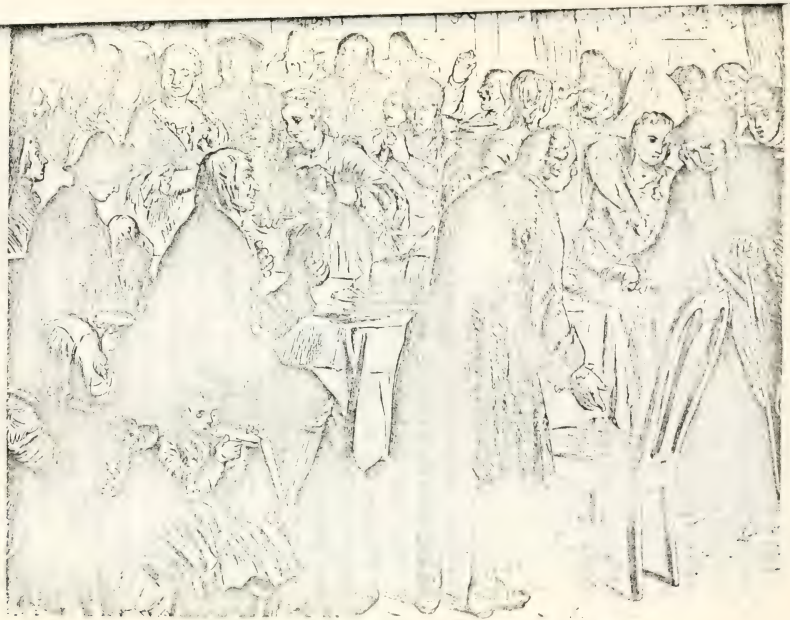
der allerunschuldigste und heiligste Sohn des höchsten Gottes sei."

Boten nun die Städte, durch welche die Züge ihren Weg nahmen, alles auf, den Auswanderern ihr Los zu erleichtern, so blieben auch die andern Ortschaften und Länder nicht in Teilnahmsbezeugungen zurück. Der beste Beweis dafür ist wohl, daß gleich im März 1731 zu Regensburg eine Unterstützungskasse zum Besten der Auswanderer, sowie zur Beihilfe für die von ihnen öfters berührten Städte gebildet wurde, in welche so reiche milde Beiträge flossen, daß eine Summe von nahe an 900,000 Gulden erreicht wurde, wozu Hannoverland 40,000 Gulden beisteuerte. —

Doch wir müssen hier abbrechen, um die Vertriebenen noch auf ihrer Weiterreise zu begleiten. Das Endziel ihrer Wanderung war ein verschiedenes, denn die meisten protestantischen Fürsten hatten ihnen eine Zufluchtsstätte angeboten. Manche konnten auch schon früh ihren Wanderstab niederlegen, indem sie teils als Dienstboten, teils als Handwerkslehrlinge unterwegs ihr Unterkommen fanden, besonders in Württemberg und Bayern, wie denn z. B. die ehemalige freie Reichsstadt Memmingen allein 240 aufnahm und manche Hochbejahrte und Gebrechliche in Hospitäler und Krankenhäuser zur steten Verpflegung unterbrachte. Manche, die aus dem Schiffbruche ihrer Habe noch einiges gerettet hatten, kauften sich auch hier und dort an. Der König von Preußen hatte ja den Salzburger Abgesandten im

Nov. 1731 das Versprechen gegeben, sie alle aufzunehmen und Haus und Hof, Aecker und Wiesen zu geben. Dieses Versprechen hat er treulich gehalten und sie in Litauen angesiedelt. Auch ließ er durch seine Kommissarien in Regensburg und Halle den Emigranten Reisegeld auszahlen, und zwar täglich für den Mann 5 Groschen, für die Frau oder Magd 3 Groschen 9 Pfennige und für jedes Kind 2 Groschen 5 Pfennige.

So zogen sie also in kurzen Zeiträumen zu Tausenden hinaus aus ihrem schönen Vaterland. Vom 30. April 1732 bis 15. April 1733 kamen allein über Berlin nicht weniger als 14,728 Exulanten. Als der erste Haufe der Emigranten am 29. April 1732 in Potsdam in geordnetem Zuge unter dem Gesang ihrer Lieder eintraf, ließ der gerade dort anwesende König sie in den Schloßhof führen und sich über ihre Reise und ihre Führung Bericht erstatten. Als dieser sehr günstig lautete, ließ er sich auch von dem Hofprediger über den Befund ihres Glaubens und ihrer Lehre berichten. Ja er examinierte selbst einige über die Wahrheiten des christlichen Glaubens und war überrascht von ihren klaren, auf die heilige Schrift gegründeten Antworten. So fragte der König einen Knaben von 14 Jahren, der wegen des evangelischen Glaubens Vater und Mutter verlassen hatte, wie er das verantworten könne? Der Knabe antwortete: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als Mich, der ist Meiner nicht wert.“ Und als der



Die Salzburger im Schloßhof des Königs zu [illegible]

König weiter frug, was er nun ohne Vater und Mutter anfangen werde, antwortete der Knabe sofort: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ Der König war erfreut von dem Eindruck, den die Exulanten auf ihn gemacht, beschenkte sie reichlich und ließ in Berlin namentlich eine große Menge Tuch zu Kleidern unter sie verteilen. Beim Abschied rief er ihnen zu: „Ihr sollt's gut haben, meine Kinder, ihr sollt's bei uns gut haben!“

Am 25. Juni desselben Jahres sah er einen andern Haufen Salzburger auf dem Wege zwischen Potsdam und Berlin einherziehen, als er sich gerade in der Nähe auf der Jagd befand. Er fuhr sofort zu ihnen heran und unterhielt sich mit ihnen, namentlich auch über ihren Gesang, mit dem sie einhergezogen waren, und forderte sie auf, das Lied:

„Auf meinen lieben Gott
Trau ich in Angst und Not,
Der kann mich allzeit retten
Aus Trübsal, Angst und Nöten.“

anzustimmen. Als der Kommissär bemerkte, sie könnten die Melodie nicht anfangen, da ihnen dieselbe unbekannt sei, da hob der König zu ihrer aller Verwunderung selber an das Lied zu singen. Nach und nach stimmten alle ein und zogen unter solchem Gesang vor dem König vorbei. Und der König rief ihnen den Segenswunsch nach: „Reiset mit Gott!“

Unter den wunderbaren Fügungen Gottes, welche

die Ausgewanderten so reichlich erfuhren, ist besonders das Los bemerkenswert, welches einer jungen Salzburgerin, Namens **Dorothea Forster**, zufiel.

Dieselbe war nach den einmütigen Schilderungen jener Zeit eine schmucke, frische und zugleich gar sittsame und gottselige Dirne, die den besten Empfehlungsbrief, für jedermann erkennbar, in sich selber trug, weil eine aufrichtige Gottesfurcht, eine ungeschminkte Herzensdemut, eine ungeheuchelte Unschuld aus ihren treuherzigen Augen, aus jedem ihrer Worte und aus ihrem ganzen Wesen und Thun hervorleuchtete. Auch sie hatte, nachdem ihr gleichgesinnter Vater, Andreas Forster, der um seines Glaubens willen lange im finstern Felsverließ des Schlosses zu Werfen gelegen hatte, bereits in das ewige Heimatland eingegangen war, ihren auswandernden Landsleuten sich angeschlossen, ohne zu wissen, wohin sie Gott führen und wie es ihr ergehen werde. Als sie nun durch das Altmühlthal in Bayern reiste, fügte es Gott, daß eines reichen Bürgers Sohn, Hermann Reimers mit Namen, mit ihr zusammentraf und nach kurzem Zwiegespräch eine innige Zuneigung zu ihr gewann, welche durch das viele Gute, das die salzburgischen Gäste von ihr zu rühmen wußten, nur noch vergrößert ward. Er entdeckte darauf dem Vater seine Liebe zu der schönen, frommen Salzburgerin, und dieser erteilte auch endlich, nachdem er vergeblich sich bemüht, dem Sohne die Sache aus dem Sinne zu reden, seine Einwilli-

gung zu dieser Heirat. Da eilt nun der wackere Jüngling zu der Auserkorenen, hat aber nicht das Herz, ihr den Heiratsantrag zu machen, sondern fragt sie nur, ob sie wohl geneigt wäre, bei seinen Eltern in den Dienst zu treten, wozu sie sich bereit erklärt. Hermann geleitet sie also in das väterliche Haus, um sie den Eltern vorzustellen. Der Vater aber, nicht wissend, daß der Sohn der Erwählten sich noch nicht entdeckt, fragte sie sofort bei ihrem Eintritte ins Haus: Wie ihr denn sein Sohn gefalle und ob sie auch geneigt sei, ihn zu heiraten. Darüber erschrack das demütige Mädchen gar sehr, und weil sie meinte, man wolle sie zum besten haben, fing sie an bitterlich zu weinen und sagte: In der Meinung, daß man sie zur Magd verlange, sei sie dem Jünglinge gefolgt, und als treue Magd würde sie gern allen Fleiß und Treue bewiesen und ihr Brot schon verdient haben, allein foppen lasse sie sich nicht, und finde es auch nicht hübsch, daß man mit einer armen Vertriebenen einen solchen Scherz treibe, damit wandte sie sich zur Thür. Als aber nun der Sohn ihr seine aufrichtige Liebe bezeugte und sie versicherte, daß es sein voller Ernst und sein herzliches Verlangen sei, sie zur Frau zu haben, sah sie ihn darauf an, stand eine Weile still und sagte endlich: Wenn es wirklich sein Ernst wäre, so sei sie's auch zufrieden, und so wolle sie ihn halten, wie ihren Augapfel. Der Jüngling reichte ihr darauf zur Bekräftigung der Verlobung ein Ehepfand, worauf sie in ihren Busen griff und ein Beu-

telchen mit 200 Dukaten, den Erlös aus ihrem väterlichen Erbe, hervorholte und sie dem Jüngling als Mahlschatz überreichte. Und somit war die Verlobung geschlossen, der kurz darnach ein überaus glückseliger und gesegneter Ehebund folgte, so daß sich auch hier die Verheißung des Herrn erfüllte (Matth. 19, 22): „Wer verläßt Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um Meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.“ — Bekanntlich hat Goethe diese Begebenheit seinem Gedichte „Hermann und Dorothea“ zu Grunde gelegt, aus den glaubenstreuen Salzburgern aber französische Flüchtlinge gemacht, unter denen er sich heimischer fühlte als unter den Salzburgern, für deren Glaubensfreudigkeit er als ein alter Heide, wie er sich selbst nennt, kein Fassungsvermögen besaß.

Zwölftes Kapitel.

Schaitbergers Exil und sein Heimgang.

Doch kehren wir nun wieder zurück in das Stüblein des braven Schaitberger und unserer Magdalena in Nürnberg. Fast Tag für Tag erhielten sie neue Kunde von ihren Landsleuten, und die Nürnberger evangelische Bevölkerung wartete mit Spannung, bis ein solcher Zug der Vertriebenen auch zu ihnen käme. Bereits waren sie ins Bayerland ein-

gezogen und hatten besonders auch in Kaufbeuren und Memmingen eine ungemein herzliche und liebevolle Aufnahme gefunden. Jauchzend ging man ihnen entgegen und zog sie an den häuslichen Herd, wo allerlei Erquickung für sie bereit war; man weinte bei ihrem Abschied, umarmte und küßte sie — sie feierten in allen evangelischen Landesteilen einen wahren Triumphzug. Namentlich mit der bittenden Frage: „Hobts kein Schaitberger?“ zogen sie von Stadt zu Stadt, überall den Sendbrief ihres früheren geistlichen Vaters begehrend. —

Schaitberger selber hatte wohl noch manchmal durch seine treue Magdalena ihnen schreiben lassen und sie mit herzlicher Fürbitte auf all ihren Wegen begleitet, aber er war zu schwach geworden, um ihnen selbst entgegen zu gehen, und wie er so gerne gethan hätte, sie ans Herz zu drücken. Da saß er, es war das Jahr 1733 schon angebrochen, wieder einmal in seinem Altvaterstuhl im Karthäuserklöster, Magdalena, mit Stricken beschäftigt, neben ihm. Eben hatte sie die Kunde gelesen, daß auch die Bergknappen des Erzbischofs diesem zuletzt noch den Gehorsam gekündigt und über 900 Mann aus dem ganzen Lande, besonders auch aus dem Tefferegger Thale, mit Weib und Kind sich aus dem Lande gemacht hätten. Zähneknirschend habe sie der Erzbischof in die Schiffe steigen sehen; denn nun war sein Land sozusagen verlassen. Die Stille der Totenäcker schwebte über den erschöpften Gegenden. Ganze

Fluren lagen verödet, wildes Gewächs und Unkraut wucherte auf, zerstreute Herden trieben herrenlos auf den Alpen herum, und von den Schachten, die früher so reiche Ausbeute gewährt, hatte das Glück Abschied genommen.

Nicht lange darauf verbreitete sich das Gerücht durch die Stadt, in den nächsten Tagen werde der letzte Trupp der Salzburger über Nürnberg in die neue Heimat ziehen, und bald darauf flog's von Mund zu Mund: „Sie kommen, sie kommen, die armen Salzburger sind nahe!" Die ganze Stadt geriet in Bewegung, und alt und jung strömte hinaus. Auch der alte Schaitberger, von Magdalena geführt und auf seinen Stab gestützt, schritt langsam zum Thore hinaus, überall freundlichst begrüßt, ja von manchen mit lautem Jubel empfangen. Da brauste das Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott" über die schweigenden Felder, die Glocken ertönten, der Zug der Vertriebenen nahte sich langsam unter fortwährendem Gesang. „Hurra, die Salzburger Brüder, Gott grüß Euch!" rief's von allen Seiten. Man führte sie auf den Marktplatz. Dort ließen sich die Nürnberger Frauen nieder und kleideten mit liebevoller Emsigkeit die armen Kinder. Dort wusch man am Brunnen und breitete Betten aus, und als die Nacht hereinbrach, da waren alle bis auf den letzten Mann untergebracht. Magdalena aber hatte sich von dem Strom der Begeisterung zurückgezogen und auf dem Marktplatz ihren Vater vor die Salzburger Glaubens-

brüder gebracht. Unbeschreiblich war der Jubel, als die Bergknappen den Mann noch einmal sahen, von dem sie ihren Kindern und Kindeskindern so viel erzählt, an dessen herrlichen Liedern und Trostworten sie sich so oft aufgerichtet und getröstet hatten, der ihnen selbst seit Jahren als ein leuchtendes Vorbild eines christlichen Märtyrers, eines frommen Zeugen seines Heilandes vor der Seele stand. Alles drängte sich um ihn mit dem Ruf: „Vater Schaitberger, Vater Schaitberger, segne uns, segne auch uns, wir sind alle deine Kinder!“ Fast keines Wortes mehr mächtig, von Freude und Dankbarkeit übermannt, breitete der Greis die Arme über sie aus und sprach den hohepriesterlichen Segen über sie.

Da plötzlich nahten sich ihm 2 blühende Jungfrauen und riefen, die Hände gegen ihn ausbreitend, aus: „Hier sind auch Eure Enkeltöchter aus dem Tefferegger Thale, und wo Ihr seid, da ist gewiß auch unsere Mutter“ — und Magdalena schaute ihnen tief ins Angesicht. 20 Jahre waren verstrichen, seitdem sie ihren damals kleinen Kindern den Rücken gekehrt hatte —, und nun standen sie vor ihr in blühender Kraft, Glaube und Liebe aus ihren Augen strahlend! Das war allzu viel Glück, ihr schwindelte, sie drohte umzusinken, bis sie von einigen Salzburger Landsleuten gestützt wurde. „Ja, Ihr seid es, meine lieben Kinder, Euch darf ich noch einmal sehen, ehe ich sterbe, o welch' ein Glück! und Eines Glaubens, nicht mehr voneinander getrennt,

dürfen wir nun für alle Zeit beisammen sein!" Da legte auch Schaitberger seine Hand auf das Haupt seiner beiden Enkelinnen und segnete sie, sprachlos vor Freude. „Aber wo ist der Vater, wo ist meine Schwester?" rief Magdalena aus. — „Der Vater, ach unser Vater, ist nicht mehr am Leben, er ist vor einem halben Jahre im Schacht verunglückt, und auch unsere liebe Tante, die so viel an uns gethan, hat man, ehe wir auszogen, ins stille Grab gesenkt. Sie wollte noch mit uns ziehen, aber ihre Kraft war gebrochen. Im Glauben an ihren Heiland ist auch sie dahingeschieden." — „Aber wie seid denn Ihr, liebe Töchter, zum lutherischen Glauben zurückgekommen? o saget mir es doch!" fragte Magdalena. — „Das ist eine wunderbare Führung Gottes," rief Margarete, die ältere, aus. „Siehe, liebe Mutter, wir wurden ja beide von unserem Vater, wie von deiner seligen Schwester im römisch-katholischen Glauben erzogen, und zwar um so strenger, als du selbst nach deiner Reise zum Großvater den lutherischen Glauben wieder angenommen hattest. Damals kam der Kapuziner-Pater Christoph voll Zorn, als er diese Kunde vernahm, zu unserem Vater und schärfte es ihm ganz besonders ein, auf seine Kinder, wie auf seine Schwägerin stets ein wachsames Auge zu haben. Lange Zeit hindurch besuchten wir auch die päpstliche Kirche. Deine Schwester war, seitdem sich ihr Verlobter, wenn auch mit schwerem Herzen, von ihr auf den dringenden Befehl seines Vaters losgerissen und bald darauf

eine andere geheiratet hatte, fast schwermütig geworden, aber manchmal sahen wir, wenn wir bei Nacht erwachten, wie sie aus einem verborgenen Wandschrank eine Bibel oder sonst ein lutherisches Trostbuch hervorholte und oft unter bittern Thränen darin las. Da kam das Jahr 1729 und die schwere Verfolgung des Erzbischofs Firmian auch wieder über unser stilles Thal. Eine wunderbare Bewegung entstand; viele, die seither als strenge Katholiken gegolten hatten, ließen sich als Lutheraner zu aller Erstaunen einschreiben. Als ein Zug der Vertriebenen auch durch unsern Ort zog, da stand unser Nachbar Rupert Anstek mit seiner kränklichen Ehefrau und seinen 3 Kindern am Hause und sah die Lutheraner vorüberziehen. Das bewegte ihn so tief, daß er auch einpackte, um fort zu wandern."

Nach der Heimkunft erzählten sie noch vieles. So von Bartholomäus Herzog. Der besaß ein Gut von 3600 fl. Wert. Der Pfarrer ließ es ihm für 2400 fl. verkaufen, zahlte ihm aber nur 50 davon und strich von diesen 50 fl. noch 5 für seine Bemühungen ein. „Unser Vater, dem das Elend der Brüder ebenfalls tief zu Herzen gegangen war, sagte noch kurz vor seinem jähen Tode eines Abends zu uns: ‚Kinder, wenn ihr eure Mutter noch einmal in eurem Leben sehen solltet, so grüßet sie herzlich von mir und saget, daß ich ihr verziehen habe, weil sie mich verlassen hat.' Da hat dann die Tante noch kurz vor ihrem Tode, ergriffen von der allgemeinen Erweckung,

uns das Wort Gottes aufgeschlossen und uns gesagt, daß sie auch als lutherische Christin sterben wolle und gerne mit den andern ziehen würde, aber sie spüre, ihre Kräfte wollen sie schon verlassen. So standen wir nach ihrem Tode ganz verwaist da, und als wieder ein neuer Zug durch unsere Thäler zog, da packten wir rasch entschlossen unsere wenigen Habseligkeiten zusammen. 30 Dragoner eilten unserem Zuge nach, umringten ihn und forderten uns auf, ohne Zögern zurückzukehren. Während wir niederknieten, um uns zum Tode zu bereiten, gaben die Reiter Feuer, aber es war glücklicherweise nur ein Blendwerk, um uns zu schrecken. In Salzburg versuchte man es noch einmal so mit uns. 300 Lutheraner führte man einzeln in einen Saal, der mit schwarzem Tuche behangen und dessen Boden mit Blut befleckt war. Auf dem Tische lag ein Schwert und neben ihm standen Nachrichter und Priester und versuchten ihre Ueberredungskünste. Alles war nur ein höllisches Blendwerk, um uns zu ängsten und zum Rücktritt zu bewegen. Doch wir widerstanden alle den Versuchungen, und zuletzt mußte man uns ziehen lassen, als alles vergebens war."

„So sind wir, wenn auch unter viel Mühsal, glücklich mit den andern heute hieher gekommen und haben Euch nun durch Gottes Gnade wieder gefunden und dürfen nun bei Euch bleiben!"

Mit tiefer Rührung drückte der Großvater und die Mutter ihre wiedergefundenen Kinder ans Herz.

Nun war das Ziel ihrer Wünsche erreicht und auch das letzte Wort der längst heimgegangenen Mutter Schaitberger noch in liebliche Erfüllung gegangen. Die große, wenn auch freudige Aufregung der letzten Zeit aber hatte den alten Schaitberger so angegriffen, daß er sich zu Bette legen mußte und bald sein Ende herannahen fühlte. Da rief er nach einer schlaflos zugebrachten Nacht seine Tochter Magdalena und ihre beiden Kinder an sein Bette und sprach: „Ich spüre den Tod herannahen und freue mich drüber; denn ich sehne mich abzuscheiden und bei Christo zu sein. Der Herr hat Großes an mir gethan und wird mich nun zu sich nehmen in Seine ewige Heimat. Singet mir noch das Lied, mit dem durch Gottes Gnade so viele im Leiden und Sterben sich schon trösten durften: ‚Wann mein Stündlein vorhanden ist,' und dann kommet her und lasset Euch zum letztenmale noch küssen und segnen." Und sie sangen mit Thränen im Auge sein Lieblingslied.

Alsdann küßte und segnete er die Seinen, wie ein frommer Patriarch, empfing auch von dem rasch herbeigerufenen lutherischen Prediger noch unseres Herrn Christi heilig Mahl, und bald brachen die treuen Augen. Er war am 2. Oktober 1733 eingegangen zur Ruhe des Volkes Gottes, in seinem 74. Lebensjahre. An seinem Grabe aber war fast ganz Nürnberg in inniger Teilnahme versammelt, und nachdem mit Posaunenbegleitung sein Erulantenlied noch angestimmt worden, rief ihm der Geistliche die

Worte der heiligen Schrift ins Grab (Jak. 1, 12): „Selig ist der Mann, der die Anfechtung erduldet, denn nachdem er bewähret ist, wird er die Krone des Lebens empfahen, welche Gott verheißen hat denen, die Ihn lieb haben.“ — —

Dreizehntes Kapitel.

Die Salzburger in Georgia (Amerika.)

Der größte Teil der luth. Salzburger flüchtete nach Ostpreußen (Litauen). Die litauische Bevölkerung war nur dünn und wenig zahlreich. Weite Landstrecken lagen unbebaut und öde da. Mächtige Forsten dehnten sich weit und breit aus. Da gab es für die neuen Einwanderer viele schwere Arbeit. Der König Friedrich Wilhelm I. unterstützte sie mit Geld, Lebensmitteln und Saatgetreide, erließ ihnen auch für eine Reihe von Jahren alle Abgaben. So wurden die Salzburger allmählich wohlhabend; aber mehr als das irdische Wohl galt ihnen die unbeschränkte Religionsfreiheit. Nun konnten sie ihrem Gott und Heiland frei und ungehindert dienen. Für die Provinz Ostpreußen sind sie ein rechtes Salz geworden. Die weiten Ebenen Litauens sind durch ihren Fleiß blühende fruchtbare Gefilde geworden; die Pferdezucht in Trakehnen ist die bedeutendste in ganz Europa; die wohlgepflegten Aecker, ansehnlichen Dörfer, stattlichen Landgüter lachen den Durchreisenden freundlich entgegen. Doch nicht nur dies:

Eine ehrenfeste biedere Frömmigkeit und treues Festhalten am väterlichen Glauben zeichnet auch im Großen und Ganzen die Nachkommen der Salzburger aus. In Gumbinnen, dem Sitz der Regierung für Litauen, haben sie noch ihr kleines einfaches Kirchlein und ihre besondere Gemeindeverfassung bis auf den heutigen Tag. Rührend ist es zu sehen, wie an der Wand neben dem Altare der oben gekrümmte Wanderstab hängt, den der Führer der Gumbinner Kolonie in jenen Tagen der Auswanderung gebraucht hat. Daneben stehen die Namen der eingewanderten Salzburger verzeichnet. Auch hat die Gemeinde noch ihr besonderes Salzburg'sches Hospital für ihre kranken und altersschwachen Angehörigen. Als Grundbesitzer, Gewerbtreibende und Handwerker nehmen die Nachkommen der Salzburger eine angesehene Stellung ein. Da sind noch die Keßler, Reuter, Eichholz, Eichholz, Kalcher, Niedermeiser, Luttermoser, Forstreuter, u. s. w., und in allen Familien lebt noch immer das Bewußtsein: Wir stammen von den ausgetriebenen Salzburgern ab!

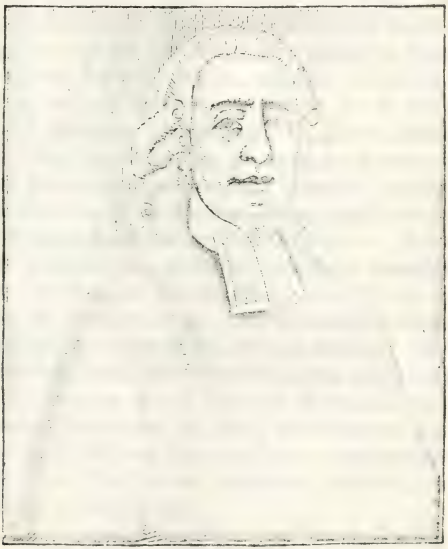
Im Jahre 1883 wurde das **150jährige Fest** der Einwanderung der Salzburger in Ostpreußen großartig gefeiert. Alle ev.-luth. Kirchen nahmen Antheil daran, wo nur Salzburger wohnten. Dieselben wurden wie in Goldap und anderen Städten auf besondere Sitze gesetzt und eine kirchliche Feier veranstaltet. In Gumbinnen fand das Hauptfest statt. Tausende von Festgästen waren dahin gereist. Groß-

artig war die kirchliche Feier daselbst, auch wurde ein Bankett in großem Maßstabe veranstaltet. —

Andere zogen nach Holland und England. Aber auch nach Amerika kamen viele. Der König Georg II. von England befahl 1732, den südlichen Teil von Süd-Carolina unter dem Namen Georgia als Kolonie zu organisieren, um armen Einwohnern Englands eine Heimat zu schaffen und „den bekümmerten Salzburgern und anderen Protestanten einen Zufluchtsort zu bieten.“ General James Edward Oglethorpe ging in demselben Jahre mit dem ersten Transport englischer Kolonisten in See und kam am 20. Januar 1733 am Savannah an, wo er den Grund zu der Stadt dieses Namens legte. Mit der Kolonisationsgesellschaft setzte sich die „Society for promoting Christian Knowledge“ in London im Interesse der Salzburger in Verbindung. Erstere stellte günstige Bedingungen, und die Religionsgesellschaft übernahm es, die Reisekosten der Auswanderer bis Rotterdam zu bestreiten und einen Pastor für sie zu unterhalten. Der erste Zug bildete sich in Berchtesgaden und erreichte am 27 Nov. 1733 Rotterdam. In Rotterdam stießen die beiden für die Salzburger Kolonie bestimmten Pastoren Joh. Martin Boltzius und Israel Christian Gronau zu ihnen.

Boltzius war am 15. Dez. 1703 geboren, wurde stellvertretender Inspektor an den Waisenanstalten zu Halle, und von hier aus den Salzburgern zugesendet. Er ward am 11. Nov. 1733 ordiniert. Er

war der passende Mann für die Exulantengemeinde: An Entbehrungen gewöhnt, geduldig und besonnen, treu im kleinen, unerschütterlich im Glauben, voll



Pastor Johann Martin Bolzius in Ebenezer, Georgia.

herzlicher Liebe und Demut, zugleich voll praktischer Weisheit. So hatte der Herr den Salzburgern einen Hirten nach Seinem Herzen gegeben.

Nach einem drei Wochen langen Aufenthalte in Amsterdam fuhren die Leute nach England, wo sie die Weihnachtstage verlebten und am 28. Dezember unter Anführung eines Barons von Reck, der ihren Zug von den bayrischen Alpen bis nach London geführt hatte, mit dem Schiffe Purrysburg die Reise nach dem fernen Georgia antraten. Nach einer Fahrt von zwei Monaten erreichten sie am 6. März 1734 Charleston, in Süd-Carolina. Von da fuhren sie weiter und kamen am 12. März vor Savannah an, wo die gesamten Einwohner sie an der Landung begrüßten und mit Kanonensalven bewillkommten. Sie trafen hier bereits mehrere Deutsche an. General Oglethorpe überreichte dem Herrn von Reck eine Karte von der Kolonie Georgia und überließ es ihm und seinen Gefährten, selbst die Ländereien auszusuchen, auf denen sie sich ansiedeln möchten. Von Reck und einige andere der Einwanderer wählten die Ländereien am rechten Ufer des Savannah, etwa zwanzig Meilen von der Stadt dieses Namens und dreißig Meilen vom Meere entfernt. Hier mündete ein kleiner Fluß in den Savannah, dem man den Namen Ebenezer gab.

Die frommen Einwanderer nannten auch ihre Kolonie „Ebenezer", d. i. bis hierher hat der Herr geholfen! Nachdem die ganze Gesellschaft an der Stelle angekommen war, die ihre zukünftige Heimat werden sollte, wurde jeder Familie ein Stück Land zugeteilt und dann kleine Wohnungen gebaut, wozu

ihnen die Kolonisationsgesellschaft die Bretter lieferte. Die Unbequemlichkeiten und Leiden, welche die Ansiedler an anderen Orten in der ersten Zeit ihrer Niederlassung erfahren mußten, blieben auch den Salzburgern nicht erspart. Sie hatten weder Boote noch Wagen und waren daher bezüglich des Transportes ihrer Lebensmittel durchaus auf die Hilfe der Kolonial-Regierung angewiesen. Außerdem hatten sie von Krankheiten viel auszustehen, die Klärung des Bodens, die damit verbundenen Strapazen und das warme Klima forderten zahlreiche Opfer. 2000 Pfund Sterling waren von England aus für Kirche und Schule angewiesen. Der Pastor Samuel Urlsperger in Augsburg hatte die Uebersiedelung vermittelt. Im Jahre 1734 kam ein zweiter Zug, im Jahre 1736 ein dritter nach; im ganzen waren es nun in der Kolonie 150 Seelen.

Oglethorpe wünschte eine Anzahl Kolonisten weiter nach Süden zu schicken, wo sie auf St. Simon's Island das Städtchen Frederika gründen und ein Fort anlegen sollten, das zum Schutze der Ansiedlungen gegen die Spanier in Florida bestimmt war. Die Salzburger zeigten aber wenig Neigung, sich zum Schutze der Grenzen gebrauchen zu lassen. Sie erklärten, daß ihre Religion eine Religion des Friedens sei und sie lieber zu ihren Landsleuten in Ebenezer ziehen wollten. Ihrem Wunsche wurde kein Hindernis in den Weg gelegt.

Zwei Jahre nach der Gründung von Ebenezer ga-

ben die Salzburger es auf, weil sie sich überzeugten, daß die Lage eine ungünstige und ungesunde war, und legten acht Meilen abwärts am Savannah eine neue Ansiedlung mit dem alten Namen an.

Bis zum Jahre 1741 waren über 1200 Protestanten in Georgia angekommen, für die meisten von ihnen hatten deren Freunde in Deutschland und England die Reisekosten bezahlt. Andere verpflichteten sich, nach ihrer Ankunft in der neuen Welt für die Ueberfahrtskosten zu dienen. Im Jahre 1742 besuchte der von Halle gesandte Pastor Heinrich Melchior Mühlenberg Ebenezer, ehe er sich nach Philadelphia begab, wohin er berufen war. Er blieb nur sechs Tage in Savannah.

Aber er schrieb im Oktober 1742 über die salzburgische Kolonie mit freudiger Anerkennung: „Die werten Gönner und Wohlthäter in Europa haben ihre Wohlthaten nicht vergeblich angelegt; denn es siehet daselbst wirklich so aus, wie es in Deutschland die gedruckten Nachrichten referieren und in manchen Stükken noch besser, als es beschrieben worden.“ 33 Jahre später kam Dr. Mühlenberg abermals nach Georgia und blieb drei Monate bei den Salzburgern, brachte Ordnung in deren kirchliche Angelegenheiten und war auch anderweitig im Interesse der verschiedenen Ansiedlungen thätig, die bis dahin entstanden waren.

Es läßt sich wohl denken, welche Schwierigkeiten Boltzius zu überwinden hatte; schon die äußeren

Nöten und Beschwerden, wie sie eine neue Kolonie durchzumachen hat. Viel Anfechtung und Aergernis bereitete ein Einbruch der Herrnhuter unter Spangenberg in die Gemeinde zu Ebenezer. Mit seinem Amtsbruder Gronau, der bereits im Januar 1745 in die ewige Ruhe einging, lebte er in herzlicher Eintracht, sowie auch mit dem P. Hermann H. Lemke, welcher aus Deutschland 1746 als Nachfolger Gronaus nach Ebenezer geschickt wurde. Besonders fleißig war Boltzius im Briefschreiben. Er hat über das „amerikanische Ackerwerk Gottes" an den Senior Urlsperger in Augsburg eine außerordentliche Masse von Mitteilungen gesendet. Nur ein Teil davon konnte von Urlsperger zum Druck befördert werden. Drei Jahre vor seinem Tode war er sehr hinfällig, aber alle Bitten sich zu schonen, wies er mit dem Bemerken zurück: „Ich habe samt meinen Hörern vor dem Richtstuhl Christi zu erscheinen und ich will nicht, daß einer von ihnen mich als die Ursache seines Verderbens anklagen soll." So getrost und in seinem Heiland freudig entschlief er am 19. Nov. 1765, nachdem er seinen lieben Salzburgern 32 Jahre lang treulich gedient hatte. Auf dem Kirchhof neben der alten Ebenezerkirche liegt er begraben.

Bis zum Jahre 1796 wurde noch eine deutsche luth. Gemeindeschule unterhalten. Eine deutsche lutherische Kirche in Savannah wurde von Zeit zu Zeit von P. Bergmann bedient. Im Anfange der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts ward in der

Kirche zu Ebenezer noch deutsch gepredigt, nachdem die Kirchen an den andern kleinen Orten längst aufgehört hatten, der Erhaltung der deutschen Sprache zu dienen.

Die alte Salzburger Ebenezerkirche in Georgia.

Die Salzburger aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts blieben ihrer Sprache und ihrem Glauben treu. Mit der Revolution hörte die Einwanderung nach Georgia auf. Nur gelegentlich erinnern

deutsche Namen, meist verstümmelt und unkenntlich, noch an die alte Zeit. Es ist doch ein trauriges Zeichen, daß Deutsche oder Nachkommen von Deutschen ihrer Namen sich schämen, und sie deshalb „verenglischen.“ Wer von seinem Vater einen ehrlichen Namen ererbt hat, sollte ihn doch auch in Ehren halten!

Als die alten Salzburger von Deutschland keine deutschen Pfarrer und Lehrer mehr erhielten, geschah es wie an andern Orten dieses Landes: Es erkaltete der Eifer der Ebenezer für die Sprache, die Sitten und den Glauben ihrer Väter. Von dem ehemaligen Städtchen war schon vor dem Kriege nichts mehr zu sehen, als die alte Kirche und der Kirchhof, worauf die alten Salzburger begraben liegen. Noch ein kleiner Teil der Nachkommen ist der luth. Kirche treu geblieben und hält seine Gottesdienste in englischer Sprache. Pastor Wiegand bedient heute zwei ihrer Gemeinden in Effingham County, Ga., und Pastor Austin versorgt etliche andere Familien. Diese Pastoren gehören der luth. Synode von Georgia an. Zwei Jünglinge, welche von den Salzburgern abstammen, studieren gegenwärtig in dem Newberry Kollege in Süd-Carolina.

Vierzehntes Kapitel.

Gott sitzt im Regimente.

Nicht einmal in seinem eigenen Lande erreichte der Erzbischof durch die Austreibung der Lutheraner, daß sich die Leute von den lutherischen Ketzern fernhielten. In der Stadt Salzburg selbst neigten sich viele zum lutherischen Glauben, als sie sahen, wie Tausende ihrer Landsleute um ihres Glaubens willen ihrem Vaterlande den Rücken kehrten. In Regensburg verließ der Prior des Stifts zu St. Emeran, sowie ein Zögling der Jesuiten die katholische Kirche und wurden evangelisch. Und als die Salzburger nun durch Deutschland zogen, da regte sich in allen Gegenden, auch den gut katholischen, das Interesse für die lutherische Ketzerei, und viele Uebertritte geschahen aus allen Ständen. Zunächst pflanzte sich die Salzburger Bewegung in die benachbarte gefürstete Propstei Berchtesgaden fort. Berchtesgaden mit seinem berühmten Salzbergwerke gehört (seit 1803), zu Bayern. Sogleich spielte sich hier im kleinen dasselbe ab, wie in Salzburg: Man verbot den Lutherischen ihre Zusammenkünfte, wies sie von dem Taufstein weg, versagte ihnen das Abendmahl und verweigerte ihren Toten den Kirchhof. Kein katholischer Handwerker durfte ihnen etwas fertigen. Man verbot ihnen, das Salzburgische zu betreten, und als man endlich ihrer Tausend aus dem Lande jagte, nahm man ihnen ihre Kinder mit Gewalt weg

und mußte sich noch jedes um fünf Gulden loskaufen. — Den Berchtesgadern folgten die **Böhmen.** So sandte die Gemeinde Großhennersdorf in der Oberlausitz Abgeordnete nach Berlin, die bitten sollten, daß man sie dort aufnehme. Aus dem Königreich Böhmen folgten dann andere nach. Natürlich auch hier wieder dieselben Szenen: Verbot des Abzugs, Bekehrungsversuche der Jesuiten, allerlei Grausamkeiten und zuletzt Abzug. Dabei Verbrennung der lutherischen Bücher und der Bibeln, Versuche, die Kinder zu gewinnen, indem z. B. ein Jesuit Kinder zusammenkommen ließ und ihnen einen Brei kochte, wenn sie dabei den Vers sangen:

Wir brennen dich Johann Huß,
Daß unsere Seele nicht brennen muß,
Und dich Martin Luther,
Weil du hast verflucht Bücher und Lehr!

Aus Böhmen war schon 1717 eine Anzahl nach Berlin gewandert, wo sie eine eigne luth. böhmische Gemeinde bildeten.

Auch in **Oesterreich** bekannten sich einzelne als lutherisch, als sie sahen, wie die evangelischen Fürsten den Salzburgern ihren Beistand liehen. Die Folge war, daß sie ins Gefängnis geworfen und als Rebellen unmenschlich behandelt wurden, und daß man ihnen, wenn sie emigrieren wollten, Hab und Gut und ihre Kinder zurückbehielt.

Wie in Salzburg, so schickte man ihnen auch in Oesterreich „geharnischte und gestiefelte Apostel", die

ihnen die Lust, auszuwandern, gründlich austreiben sollten: „Man machte dadurch viele gute Heuchler, aber keinen einzigen guten Christen.“ Endlich wurden einige Hundert aus dem Lande gejagt.

Nicht besser ging es denen, welche in **Kärnten** sich als lutherisch erklärten. Man erlaubte ihnen nicht, in ein evangelisches Land auszuwandern, und das übrige besorgten die kaiserlichen Dragoner.

Es war natürlich, daß die Jesuiten und ihr Anhang jetzt erst recht Gift und Galle gegen die Protestanten spieen. Als Rebellen wurden sie vornweg überall verschrieen, ebenso als Leute, welche gar keine Religion haben, gar keine Christen seien. Ein Mönch schrieb einen Brief, in welchem Luther ein ausgesprungener, liederlicher, versoffener Pfaffe genannt wurde, der das reine Wort Gottes verfälscht und viele Seelen verführet habe. Der Domprediger in Regensburg, ein Jesuite, zeigte „J. Schaitbergers Sendbrief“ auf der Kanzel vor, schlug das Buch mit Ruten und rief: „Dies ist der klare Kern, darin geschrieben steht, was der Geist der Lügen, der Teufel, eingegeben“, und verdammte alle, die darin lesen würden. Dies geschah am Weihnachtsfest.

Endlich ward Ruhe im Salzburger Land. Aber die Zurückgebliebenen waren nicht bekehrt; viele derselben wanderten in das Oesterreichische hinüber und siedelten sich in der Nähe des berühmten Wallfahrtsortes Maria-Zell an, dort in einer unzweifelhaft gut katholischen Gegend am sichersten, daß sie unentdeckt

und unverfolgt blieben. Doch erhielten die katholischen Pfarrer den Auftrag, ein aufmerksames Auge auf die Eingewanderten, namentlich die zahlreichen Holzknechte zu haben. Und wirklich thaten diese, was ihre Väter gethan hatten: In den Wäldern hielten sie ihre heimlichen Zusammenkünfte. Da erschien im Jahre 1781 das sog. **Toleranzpatent** des Kaisers Josef II., welches den nichtkatholischen Konfessionen gestattete, ihren Gottesdienst in eigenen Gotteshäusern zu halten und nach ihrem Glaubensbekenntnis zu leben. Sofort erklärten sich die in Mitterbach, hart an dem berühmten Wallfahrtsort wohnenden Holzknechte für evangelisch — Mitterbach ist heute eine evangelische Pfarrei. Und mitten im Herzen von Salzburg wuchsen die Protestanten plötzlich wie aus dem Boden. In Gosau erklärten sich von 1100 Einwohnern 1000 für lutherisch, in Goisern ebenso: Letzterer Ort ist heutzutage die stärkste protestantische Gemeinde Oesterreichs — also umsonst alle Mühe in den dreißiger Jahren, umsonst die härtesten Maßregeln und Austreibungen! Der österreichische Kaiser selbst öffnet der lutherischen Lehre seine Lande!

Das **Zillerthal**, zwischen Salzburg und Innsbruck gelegen, bildete früher einen Teil des Erzbistums Salzburg, wurde aber seit 1816 zur Grafschaft Tyrol gezogen, welche bekanntlich zum Kaiserreich Oesterreich gehört. Manche Anzeichen sprechen dafür, daß auch hier schon im 17. Jahrhundert Gott mitten

in der päpstlichen Finsternis das Licht des Evangelii in manchen Seelen entzündet hatte. Nach der gewaltsamen Vertreibung der Lutheraner waren sie aber zaghaft und kleinmütig geworden, denn es konnte ja keine lutherische Gemeinde aufkommen, ohne sogleich im ersten Aufkeimen niedergeworfen und erstickt zu werden. Allein was nicht laut hervortrat, lebte doch im Stillen fort und fand ohne Zweifel neue Nahrung durch den Handelsverkehr, in welchem die Zillerthaler mit dem Auslande standen und der sie in mannigfache Berührung auch mit Protestanten brachte und ihnen desgleichen protestantische Schriften leichter zugänglich machte. Ganz unvermerkt hatte sich daher im Zillerthal allmählich eine kleine Herde gesammelt, die sich im Verborgenen erbauet hatte auf dem Grunde, außer welchem kein anderer gelegt werden kann und darf, und die fest war im Glauben.

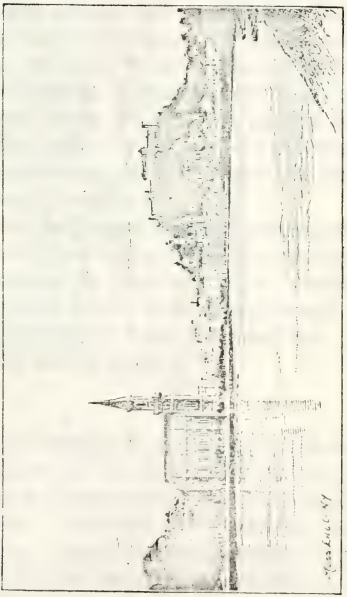
Dies trat zuerst 1826 offen zutage, als manche förmlich zur protestantischen Kirche übertraten. Das erregte aber den Eifer der fanatischen Priester, und ungeachtet durch das Toleranzedikt, welches Kaiser Joseph II. von Oesterreich am 25. Oktober 1781 erließ, allen Nichtkatholiken in seinen Landen ein stiller Gottesdienst, ohne Geläute, bewilligt, auch aufs nachdrücklichste bestimmt war, daß alles Verdammen von den Kanzeln aufhören und kein katholischer Priester einem Protestanten sich aufdringen solle, bevor er von ihm gerufen werde, so setzten sie nichtsdestoweniger den Evangelischgesinnten nicht allein auf alle

mögliche Weise mit ihren Bußpredigten zu, sondern suchten auch durch die feindlichsten Verlästerungen den Volkshaß gegen sie aufzustacheln. Das alles konnte jedoch den Sinn der evangelischen Zillerthaler nicht niederschlagen, sondern diente vielmehr nur dazu, ihn zu kräftigen. Sie wandten sich demnach, als der Kaiser Franz II. 1832 in Innsbruck war, an ihn mit der Bitte, eine protestantische Gemeinde errichten zu dürfen. Der mildgesinnte Franz († 1835) nahm auch die Bittsteller wohlwollend auf, aber wenn er für seine Person auch nicht abgeneigt war, ihnen zu willfahren, so achtete er sich doch durch alte Landesprivilegien Tyrols gebunden. In Tyrol war nämlich das Toleranzedikt von 1781 nie veröffentlicht, und die Tyroler beanspruchten daher, daß in ihrem Lande keine andere als die katholische Religion geduldet werden solle. Der Kaiser gab aber gleichwohl am 2. April 1834 den Bittstellern die Weisung, entweder von ihrem Gesuche abzustehen, oder Tyrol zu verlassen und eine andere österreichische Provinz zu ihrem Aufenthalte zu wählen, wo schon nichtkatholische Gemeinden beständen. Allein in eine andere österreichische Provinz zu ziehen, hatten sie wenig Lust. Sie beschlossen daher, lieber Oesterreich ganz zu verlassen.

Demzufolge entsandten sie einen ihrer Wortführer, Joh. Fleidl, einen biederherzigen, mit der heiligen Schrift wohlvertrauten und des mündlichen und schriftlichen Vortrages mächtigen Landmann, nach

dorf und bilden unter einem eigenen Prediger eine besondere Gemeinde.

In neuerer Zeit hat sich in der Stadt Salz-



Die lutherische Kirche in Salzburg mit dem Blick auf die Festung.

burg abermals eine neue lutherische Gemeinde, und zwar hauptsächlich durch die Glaubenstreue eines aus Bremen gebürtigen Offiziers in kaiserlichen Diensten,

O. Hünkel, wiederum gesammelt, welche jetzt bereits allein in der Stadt Salzburg ohne die Dienstboten und Soldaten 677 Mitglieder zählt. Anfänglich hielt dieselbe ihren Gottesdienst in dem von dem Gemeinderate ihr überlassenen Rathaussaale. Nunmehr aber besitzt sie eine hübsche von 1863 bis 1867 erbaute und am 8. September 1867 eingeweihte lutherische Kirche und seit 1869 auch ein Schulhaus, welches zugleich die Wohnung des Pfarrers und Lehrers enthält und bereits 65 Kinder zum evangelischen Unterricht aufnimmt.

Auch hat eine am 23. Jan. 1881 verstorbene Gräfin von Firmian, eine Verwandte des Erzbischofs Firmian ein Legat von 30,000 Gulden für die lutherischen Waisen von Salzburg vermacht, und zwar, wie sie selbst in ihrem Testamente sagt, „um ihrer Ahnen That zu sühnen".

Schluß.

Die Geschichte der Salzburger, welche wir betrachtet haben, hat wie keine andere seit den Tagen Luthers die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. Ist es doch auch wundersam, wie auf einmal in einem erzkatholischen Lande eine so große Zahl luth. Bekenner an das Tageslicht traten. Zumal da sie 200 Jahre auch nicht einen einzigen Pastor hatten, der sie im Evangelium hätte unterweisen können. Waren sie doch mit nichts, als nur mit einigen wenigen Büchern versehen, die sie noch dazu vor den

Spionen verstecken und heimlich lesen mußten. Aber mitten unter den härtesten Drohungen der Priester, Vögte, Landrichtern und Soldaten haben sie sich gehalten; ja sie sind mit getrostem Mute den Freunden unter die Augen getreten, um Gott mit freiem Gewissen im Geist und in der Wahrheit zu dienen. Diesen Glaubensmut der Salzburger, der selbst Habe und Gut, Weib und Kind dahin gab, wollen wir ihren und uns unseres Kleinglaubens schämen, aber den Herrn um Gotteskraft und Bekennermute bitten.

Inhalt.

Das Titelbild.
Die Einleitung 1
Erstes Kapitel. Der Gottesdienst im Walde 9
Zweites Kapitel. Der Verrat 14
Drittes Kapitel. Im Gefängnis 19
Viertes Kapitel. Die bischöfliche Hinterlist 24
Fünftes Kapitel. Die Austreibung 31
Sechstes Kapitel. Schaitberger in Nürnberg 37
Siebentes Kapitel. Schaitbergers Töchter 44
Achtes Kapitel. Der Salzbund und die Verfolgung 59
Neuntes Kapitel. Die kaiserlichen Dragoner 64
Zehntes Kapitel. Die zweite Austreibung 74
Elftes Kapitel. Die Aufnahme der Salzburger 87
Zwölftes Kapitel. Schaitbergers Enkel u. sein Heimgang. 110
Dreizehntes Kapitel. Die Salzburger in Georgia 118
Vierzehntes Kapitel. Gott sitzt im Regimente 123

F 867.3H4

4964